Alles wohlauf

Der Fürst von Albanien hat bereits die erste tüchtige Regierungshandlung vollbracht: er ist an dem Tage, an dem sich das Wiener Universitätsschiff seiner Küste näherte, ~~auf und davon~~ geritten. Er war für die Leute, die ihren Gesichtskreis erweitern wollen und billig dazu kommen möchten, einen neuen Fürsten ~~sich~~ anzuschauen, den man im Prater doch nicht zu sehen ~~bekommt~~ nicht zu haben. Der Leitartikler ist empört. Er berechnet, daß Albanien der Monarchie netto eine halbe Milliarde gekostet habe und meint mit der Ehrlichkeit, die der schlechten Rasse ziemt: Für so viel Geld einmal den Fürsten anschauen zu wollen, ist schließlich keine unbillige Forderung.

Die kulturelle Absicht der Wiener Reisenden wird damit schlicht und glücklich bezeichnet und alle anderen Motive, die zuerst aufmarschieren, sind beiseite geschoben. Die Professoren und Studenten wollten nämlich auch in einen Staat ein bißchen hineinblicken, der erst gebildet wird, aber doch ~~nur~~ so gebildet sein wird wie sie.

Vielleicht dachten sie, es würde dem Einsamen nicht unangenehm sein, plötzlich in einer Wüste, wo die Wissenschaft noch gar nicht Wurzel schlagen konnte und das Volk sich erst vor kurzer Zeit für ein Alphabet entschieden hat, eine Botschaft vom Sitze der höchsten Kultur zu hören und einen Gruß deutscher Forscher entgegenzunehmen.

Aber mit solchen Schmockereien gibt sich der Einsame gar nicht ab; es ist ihm völlig gleichgiltig, wenn ihm ein alter Kenner des Alphabets sagt:

Von der Wiener Universität sind doch starke Ausstrahlungen in das öffentliche Leben.

Er hat eben wichtigeres zu tun als die Wiener Wissenschaftschüler zu empfangen, die vom Sitz der höchsten Kultur in die Redaktion gehen und sich beschweren, weil sie einen Fürsten nicht zu Gesicht bekamen, auf den sie schon gespitzt haben. Ein großzügiger Erpresser, der Österreich auch schon Millionen gekostet hat, lebt doch gleichfalls und »wie von einem Vorhang umzogen« und ist nur für Bankdirektoren zu sprechen. Der Fürst von Albanien hat aber auch nichts zur Komplettierung der ekelkaften Berichte beitragen wollen, die alljährlich über das österreichische Leben und Treiben auf einer Amphitrite, einer Thalia oder einer Oceana erscheinen, wenn an Bord alles wohlauf ist und die Meergötter seekrank werden. Zu den täglichen Rindfleischrationen kommt in diesem Fall noch eine pikante (bigante) Zuspeis':

An Bord war auch schon alles, was an Literatur über Albanien aufzutreiben war, verschlungen worden; denn das ist ja das Charakteristische dieser Akademikerfahrten von allem Anfang an; es herrscht unter dem Studentenvolk enormer Hunger und Durst auch in geistiger Beziehung.

Zum Kotzen ist aber schon die Beschreibung:

Aus mannigfachen Fragen entwickelt sich so das Kolloquium, und bald ist es Krebs, der Geograph, dann wieder Abel, der Paläontologe, einmal Swoboda, der Kunsthistoriker, ein andermal Joseph, der Zoologe, die um Auskunft über dies und jenes angegangen werden von Laien und Sachverständigen, von Damen und Herren, Auskünfte, die sie gern und willig geben, ein lebendiges Lexikon in ihrer Gesamtheit; Wettstein, der Botaniker, heuer Rektor, erklärt die

Erde und ihre Oberfläche, Vetters, der Geologe, führt unter sie, und Palisa, der Astronom, führt uns mit seinen Schilderungen zum Himmel hinauf. So vergeht der Tag in dieser Aula auf hoher See; wer's zum erstenmal erlebt, dem prägt es sich unvergeßlich ein, wer's wieder sieht, der möchte es niemals mehr entbehren. So wird die Reisegesellschaft zur Familie . . . .

Aber wenn sich die »hohe Aula« in eine Aula auf hoher See verwandelt, so bleibt das Buffet doch der Mittelpunkt. Gräßlich ist ~~indes auch~~ wenn sich »das Band knüpft« Das »Oberhaupt der akademischen Familie« hat alle Hände voll zu tun. Professor Wettstein, der heuer auch formell die Reise führt, war es auch früher immer, der sich ums Kleinste und um größte sorgte. Und wenn er in diesem Augenblick vielleicht einen Kollegen zu einem wissenschaftlichen Vortrag animiert, wird er im nächsten dahinter her sein, daß seine Studenten zur Jause genug zu essen bekommen; wie er jetzt eine Rede an einen Landesfürsten konzipiert, so wird er gleich darauf persönlich nach Wien depeschieren, damit Vater und Mutter daheim von dem Wohlbefinden der 300 Studenten Studentinnen erfahren.

Nun, das Konzept der Rede »an einen Landesfürsten« mußte brach liegen.

Der »Clou« des Aufenthaltes, wenn man so sagen darf, ist uns ja eigentlich entgangen: Der Fürst war verreist, als wir ankamen. »In Rom gewesen und den Papst nicht gesehen«.

Damit sind die Bestrebungen der Wiener Kulturträger hinreichend offen ~~ausgedrückt~~. Der Hafen von Durazzo ist für größere Transporte »noch wenig geeignet«.

Aber wie wir doch in kurzer Zeit alle ans Land gekommen sind, daß ist fast ein Symbol für das Verhältnis der Monarchie zu dem neuen Staatswesen.

Ganz richtig. Das neue Staatswesen empfängt nicht und ~~Österreich~~ ist zudringlich.

Von den Ministern erfuhr man allerdings mit einer großen Enttäuschung, daß der Fürst sich augenblicklich nicht in der Stadt befinde.

Man fragt, warum; man erfährt nichts gewisses.

Wohl aber erfuhr man, daß er am nächsten Tage wieder nach Durazzo zurückzukehren beabsichtigte.

Man tröstet sich zur Not mit der Vermutung, daß das programmwidrige Eintreffen der Amphitrite, die selbstverständlich Verspätung hatte, an der Verhinderung des Fürsten schuld sei. Aber das ist kein Gehörtsich. Wenn der Wiener einen neuchen ~~Fürsten~~ sehen will, gibts keine Kriegsgefahr, die ihn dringend zu militärischen Übungen abberuft/ er hat zur Stelle zu sein/ Dafür ist der österreichische Gesandte umso freundlicher. Alles fragt taktvoll nach der Hausfrau, die noch in Wien ist. Der Fürst hatte das vorausgesehen. Er kennt das Land der schlichten Manieren von einem flüchtigen Aufenthalt in Wien, wo er ins Bürgertheater gezerrt und dort mit Operngucker angeschaut wurde. Aber aus einer bisseren Operette sang die Bevölkerung von Durazzo, als sie der Amphitrite ansichtig wurde: ~~Reis~~ nach Kreta, reise nach Kreta/ ~~reise nach Kreta~~ Als das Schiff den Blicken des zurückbleibenden Chors entschwand und sich der albanische Gesichtskreis erweiterte, ~~wurde~~ gemeldet: Auf dem Festland alles wohlauf!

Ein alter persönlicher Freund

Empfang der Presse bei den Ministern

Graf Berchtold und Marchese di San Giuliano haben heute nachmittag die Vertreter der italienischen und der österreichischen Presse, darunter auch den Spezialkorrespondenten der »Neuen Freien Presse«, empfangen. . . . Graf Berchtold verwies darauf, daß Marchese di San Giuliano Goethe sozusagen auswendig kenne und daß seine Goethe-Übersetzungen berühmt geworden seien.

Das Gespräch kam sodann auf die Schönheit der Landschaft, auf die warme Sonne, auf die Duftwellen, die den Wanderer, aus dem unabsehbaren Blütenwald hervorbrechend, überallhin begleiten, und auf den morgigen Ausflug nach Lussinpiccolo. San Giuliano stellte die Frage, ob wohl morgen gutes Wetter sein werde. Auf die Bemerkung, daß es wohl über Cherso hinaus ein wenig schaukeln werde, sagte der Minister: »O, ich bin nicht für mich besorgt, sondern für die Damen. Ein Sizilianer ist an Wind und Wetter gewöhnt und scheut sie nicht.«

Am Schlusse der Unterredung, da die Journalisten sich eben verabschieden wollten, sagte Marchese di San Giuliano:

»Es tut mir aufrichtig leid, Ihnen, meine verehrten Herren, keine politische Unterredung gewähren zu können. Das liegt nicht in meiner Art. Fragen Sie Ihren Kollegen von der »Neuen Freien Presse«: er wird Ihnen bestätigen, daß ich jede politische Unterredung vermeide und selbst mit alten persönlichen Freunden keine Ausnahme gemacht habe.

Der alte persönliche Freund ist natürlich der Münz. Immer ist er unter den Duftwellen, die den Wanderer aus dem unabsehbaren Blütenwald hervorbrechend, überallhin begleiten. Diesen Andrang kurzerhand abzuweisen, dazu ist die heutige Generation von Machthabern noch nicht imstande. Aber immerhin ist hier die gesellschaftliche Höflichkeit schon Frozzelei und die ausgeschickten Trampel telegraphieren, daß man mit ihnen über die schöne Landschaft gesprochen habe. San Giuliano fragt die Leute, die ihn nach Albanien fragen, ob morgen gutes Wetter sein werde. Der Münz muß das doch wissen! Im Abendblatt wird die Unterredung ergänzt. Münz wundert sich über das gute Deutsch, das der italienische Minister spreche.

»Oh,« unterbrach Graf Berchtold, »di San Giuliano kennt ja Goethe sozusagen auswendig.«

»Gewiß Exzellenz« erwiderte ich, »aber eine Sprache kennen und sprechen ist zweierlei.«

»Ganz richtig,« bemerkte di San Giuliano, »da tut vor allem Übung not, und ich finde in Rom hiezu selten Gelegenheit. Ich sehe auch Sie sehr selten,« fügte er lächelnd hinzu . . ,

San Giuliano spricht also ein gutes Deutsch, wiewohl er selten Gelegenheit, mit dem Münz zusammenzukommen. Die beiden Minister halten sich die Seiten vor Lachen. Münz fühlt sich geehrt.

Graf Berchtold schmeichelte meiner Unbescheidenheit mit der Versicherung, mit meiner journalistischen Arbeit seit langem vertraut zu sein.

»Ich bin ein alter Soldat, Exzellenz,« sagte ich, »ich stehe seit 35 Jahren auf dem Posten mit wechselndem Glück.«

»Nun, Sie dürfen nicht klagen,« entgegnete Graf Berchtold. »Ich erinnere mich noch genau Ihrer Berichte in der ›Neuen Freien Presse‹ über den Besuch Tittonis auf dem Semmering. Ich war nicht dabei; aber was Sie schrieben, war so anschaulich und klar, daß es mir war, als hätte ich's miterlebt.«

Hier muß der Münz doch wenigstens im Zweifel gewesen sein. Vielleicht wurde er puterroth und telegraphierte es doch, weil er nichts anderes zu hören bekam. Aber versteckt in seinem Bureau sitzt ein Dickhäuter, der seine Parias zwingt, dieselbe dicke Haut zu haben wie er und sich um eine Information, um ein Detail, um die Versicherung eines Diplomaten, daß die ›Neue Freie Presse‹ ein angesehenes Blatt sei, ins Gesicht spucken zu lassen. Diese schändlichste aller Anonymitäten, die nur hinter der Annonze »Süß ist dein Mund« mit dem Namen Benedikt hervorkriecht, sollte endlich einmal durch einen Aufstand der journalistischen Lohnsklaven erschüttert werden. Sämtliche Balkandiplomaten, die in der letzten Zeit in Wiener Hotels abgestiegen sind, fragten ihre Bekannten, wer denn eigentlich dieser Münz sei, der noch um elf Uhr nachts Einlaß in ihr Schlafzimmer begehrte und sich ihn schließlich auch erzang. In keiner Stadt Europas seien die Journalisten so zudringlich und der Hotelaufenthalt, abgesehen von der Betrügerei, mit solchen Verdrießlichkeiten verbunden. Es seien zwar alte persönliche Freunde, aber ein Besuch um diese Zeit sei ein Mißbrauch der Freundschaft. Stürmischer scheint nach diesen Schilderungen noch kein Seladon an die Tür der Geliebten gepocht zu haben, als Münz in der albanischen Brunftperiode. Nun muß man aber denn doch fragen, wie solche arme Teufel, die von Natur bloß schlecht schreiben, aber nicht persönliche Gefahren bestehen können, von einem feigen Machthaber sich mißbrauchen zu lassen. Wenn ich nächstens den Münz in solcher Situation antreffe, werde ich ihn in Sicherheit bringen und ihm Mutn machen, vor seinen Chef hinzutreten und ihm zu erklären: Herr, wenn mir einer was sagt, der ein alter persönlicher Freund ist, gut, bin ich indiskret so wie sie wollen. Aber zudringlich müssen sie schon selbst sein!

* * *

Die Übersetzung

Manchmal hat doch die doppelte Berichterstattung, die jetzt eingeführt ist — es geht ~~manchmal~~ bis zur fünffachen — ihre Vorteile. Da las man am 26. März das Pariser Originaltelegramm:

». . . . Das Blut hämmerte mir in den Schläfen, es summte mir in den Ohren. Im Arbeitszimmer brannte nur eine Lampe. An dem Tisch im Halbdunkel sah ich meinen Todfeind, der mir und den Meinigen so viel Leid zugefügt hat. Er legte seinen Hut weg und sagte: »Bonjour Madame!« Ich erwiderte: »Bonjour Monsieur, Sie ahnen jedenfalls den Zweck meines Besuches.« Er erwiderte: »Keineswegs, bitte Platz zu nehmen.«

Man war etwas verwirrt. Warum Bonjour? Was heißt das? Kann Frischauer nur mehr französisch? Am 27. März aber kam die Aufklärung. Die französische Presse ist eingetroffen und wird zitiert. Da steht es ~~auf~~ deutsch:

». . . . Das Blut klopfte mir gegen die Schläfen. Ich trat in das Zimmer ein. Nur eine Lampe brannte auf einem Tisch. In diesem Halbdunkel sah ich jenen Mann, meinen Todfeind, der mir und den Meinen so viel Schlechtes zugefügt hatte. Er hatte seinen Hut abgenommen und sagte mir: »Guten Tag, Madame.« Ich antwortete: »Guten Tag, mein Herr. Sie sind sich doch über den Zweck meines Besuches nicht im unklaren?« Darauf er: »O nein. Nehmen Sie Platz.«

* * *

Behandlung der Suffragetten in Österreich

». . . . Rednerin schilderte die Behandlung der Suffragetten in den englischen Gefängnissen sowie die Qualen, denen sie bei dem Hungerstreik und der zwangsweisen Ernährung ausgesetzt seien. Den verhafteten Frauen wurde gewaltsam ein Schlauch durch die Nasenöffnung bis in den Magen geschoben und derart Speise zugeführt. Man erfand eigene Mechanismen, um den Widerspenstigen den Mund zu öffnen und sie gewaltsam füttern zu können. Oft wurden den Suffragettes die Zähne ausgebrochen und ihnen am Mund blutende Wunden beigebracht. Diese Behandlung führte den physischen Zusammenbruch vieler Frauen herbei. Die Vortragende selbst hatte sich derart ein schweres Magenleiden zugezogen.

Dem Vortrage folgte lebhafter Beifall des Auditoriums.

Miss Pankhurst erstattete heute bei der Polizei die Anzeige, daß ihr auf der Reise von Wien nach Budapest ihr Handtäschchen mit einem Betrage von 600 Kronen gestohlen worden sei.

* * *

Leicht für die Woche zu photographieren

war bei der Ankunft des deutschen Kaisers in Wien der Moment, wie der Herzog von Cumberland dastand

dessen hohe, schlanke, ernste Erscheinung unwillkürlich alle Blicke auf sich lenkte

und wie sich ihm dann der deutsche Kaiser, der heute schlanker noch als sonst aussieht, ganz widmet:

Der Herzog steht aufrecht mit unvermindertem Ernst da, während der deutsche Kaiser inpetuos, rasch, temperamentvoll und mit lebhaftem Mienenspiel mit ihm spricht.

Während sich aber der Herzog von Cumberland treu bleibt, veränderte sich der Zug in dem der deutsche Kaiser ankam, zusehends:

Unter den Klängen des »Heil dir im Siegeskranz« fährt der schöne Zug, der aus langen grauen Stahlwaggons besteht, vorsichtig ein.

Was nützt aber alle Vorsicht

schon wurde der aus sechs blau-weißen Waggons bestehende Hofzug sichtbar.

* * *

Strenge Freidenker

Zu einer lebhaften Szene kam es in der Währingerstraße. Als dort die Demonstranten vor dem Palais Clam-Gallas vorbeizogen, sagte ein Wachmann in auffallendem Ton zu dem Portier des erwähnten Palastes: »Sehen Sie, das sind die Leute der ‚Freien Schule'.« Abg. Glöckel sowie Bezirksrat Dr. Stiglitz werden gegen den Wachmann, dessen Nationale festgestellt ist, die Anzeige erstatten. Der Kommandant der Wacheabteilung sagte übrigens die Untersuchung dieses Falles zu.

Gegen den Portier des Palais Clam-Gallas, der sich vielleicht gedacht hat, es sei traurig, daß solche Leute vorbeigehen können, wird jedenfalls auch eingeschritten werden. Was geschieht aber mit mir der nicht nur die Bemerkung des Wachmanns, daß die Leute der »Freien Schule« Leute der »Freien Schule« seien, vollinhaltlich unterschied, sondern auch mit dem Portier des Palais Clam-Gallas übereinstimmt? Ich würde bitten, mir das Wahlrecht zu entziehen, damit ich vergesse, daß es liberale Bezirksräte gibt und die Leute der »Freien Schule« für eine am Palais Clam-Gallas vorübergehende Erscheinung halte.

* * *

Das tausendste Konzert des Wiener Männergesangvereins fällt zum Glück nicht mit dem vierhundertsten Heft der Fackel zusammen. Sonst könnte sichs der Minister für Kultus und Unterricht nicht einteilen und der Sektionschef Milosch v. Fesch wüßte auch nicht, wo er dabei sein sollte.

* * *

Leicht für die Woche zu photographieren

war bei der Ankunft des deutschen Kaisers in Wien der Moment,
wie der Herzog von Cumberland dastand
dessen hohe, schlanke, ernste Erscheinung unwillkürlich alle Blicke auf sich lenkte
und wie sich ihm dann der deutsche Kaiser, der heute schlanker noch als sonst aussieht, ganz widmet:
Der Herzog steht aufrecht mit unvermindertem Ernst da, während der deutsche Kaiser inpetuos, rasch, temperamentvoll und mit lebhaftem Mienenspiel mit ihm spricht.
Während sich aber der Herzog von Cumberland treu bleibt, veränderte sich der Zug, in dem der deutsche Kaiser ankam, zusehends:
Unter den Klängen des »Heil dir im Siegeskranz« fährt der schöne Zug, der aus langen grauen Stahlwaggons besteht, vorsichtig ein.
Was nützt aber alle Vorsicht,
schon wurde der aus sechs blau-weißen Waggons bestehende Hofzug sichtbar.

* * *

Strenge Freidenker

Zu einer lebhaften Szene kam es in der Währingerstraße. Als dort die Demonstranten vor dem Palais Clam-Gallas vorbeizogen, sagte ein Wachmann in auffallendem Ton zu dem Portier des erwähnten Palastes: »Sehen Sie, das sind die Leute der ‚Freien Schule'.« Abg. Glöckel sowie Bezirksrat Dr. Stiglitz werden gegen den Wachmann, dessen Nationale festgestellt ist, die Anzeige erstatten. Der Kommandant der Wacheabteilung sagte übrigens die Untersuchung dieses Falles zu.

Gegen den Portier des Palais Clam-Gallas, der sich vielleicht gedacht hat, es sei traurig, daß solche Leute vorbeigehen können, wird jedenfalls auch eingeschritten werden. Was geschieht aber mit mir, der nicht nur die Bemerkung des Wachmanns, daß die Leute der Freien Schule Leute der Freien Schule seien, vollinhaltlich unterschreibt, sondern auch mit dem Portier des Palais Clam-Gallas übereinstimmt? Der Wachmann ist verhaftet, der Portier ist eingesperrt. Ich würde bitten, mir das Wahlrecht zu entziehen, damit ich vergesse, daß es liberale Bezirksräte gibt, und damit ich die Leute der Freien Schule für eine am Palais Clam-Gallas vorübergehende Erscheinung halte.

* * *

Das tausendste Konzert des Wiener Männergesangvereins fällt zum Glück nicht direkt mit dem vierhundertsten Heft der Fackel zusammen. Sonst könnte sichs der Minister für Kultus und Unterricht nicht einteilen und der Sektionschef Milosch v. Fesch wüßte auch nicht, wo er zuerst dabei sein sollte.

* * *

Schweninger, das Grab und ein altes Waschweib

Natürlich kam das Gespräch auch auf den Fürsten Bismarck. Wie immer, wenn die Rede von »seinem Fürsten« ist, wird Schweninger erregt und bewegt.

»Was ich über Bismarck noch zu sagen habe,« meint Schweninger, »wird die Welt erfahren, wenn ich nicht mehr bin, denn es füllt mein schmerzensreiches Leben aus, meinem Fürsten die Liebe, Treue und Anhänglichkeit bis zu meinem letzten Atemzug zu halten. Mein Fürst hat es zu meinem Stolz oft gesagt: ‚Schweninger kann schweigen, gegen ihn ist das Grab ein altes Waschweib!'«.

Aber das Grab hat wieder den Vorzug, daß es Interviewern nicht Auskunft gibt und ihnen nicht ~~versichert~~, es könne schweigen.

* * *

Der beste Othello

Die sogenannte erste deutsche Bühne hat bekanntlich durch fünfundzwanzig Jahre Othello nicht aufführen können, weil sie in der Zeit, da Matkowsky lebte, Herrn Reimers hatte. Jetzt kann sie es, weil sie ihn noch immer hat. Aus dieser Tatsache dreht Herr Wittmann das folgende Kompliment:

Unter diesem Vorbehalt hat man Reimers' Leistung als eine durchaus tüchtige Arbeit zu bezeichnen. Sein Othello ist seinen Vorgängern in der Rolle zum mindesten ebenbürtig. Krastel hatte das leidenschaftliche Temperament, Sonnenthal wohl den noch wärmeren Herzenslaut, aber Hallenstein, heute beinahe schon vergessen, war jedenfalls oberflächlicher . . . . Das Burgtheater vermag zur Stunde einen besseren Othello nicht aufzubringen, alle anderen Bühnen ohne Zweifel auch nicht.

Herr Wittmann kennt gar nicht alle anderen Bühnen, hat aber ganz recht mit der Ansicht, daß das Burgtheater zur Stunde einen besseren Othello nicht aufzubringen vermag. Er ist indes auch der Meinung, daß das Burgtheater noch nie einen so guten aufzubringen vermocht hat. Herr Reimers ist seinen Vorgängern zum mindesten ebenbürtig, weil Krastel und Sonnenthal besser waren, aber Hallenstein schlechter. Herr Wittmann ist den Speidel zum mindesten ebenbürtig, weil er besser schreibt als der Löwy.

* * *

Gericht

Eine Verhandlung, in der die intimsten Familiendinge zur Sprache kommen, wird geheim durchgeführt. Die Gerichtssaalberichterstatter sind die »Vertrauensmänner«. Es erscheinen, ohne daß die Hundspeitsche den Paragraphen ersetzt, ausführliche Berichte. Die Ehre eines Offiziers und die Ehre eines Mädchens werden konfrontiert. Der Richter ist bei Humor:

»Sagen Sie nun offen, ist das, was geschehen ist, absolut wider Ihren Willen geschehen? Können Sie behaupten, daß Sie sich in einem Rauschzustande befunden haben, in dem Sie nicht wußten, was der Kläger mit Ihnen tat?« »Ich kann nur sagen, freiwillig ist es nicht geschehen.« »Sagen Sie nun, hat der Offizier damals in einer Weise gehandelt, wie es sich mit der Ehre eines Offiziers nicht verträgt? Hat er Sie, um drastisch zu sprechen, so betrunken gemacht, daß Sie nicht wußten, was geschah?« »Ich war, als ich mit dem Kläger die Restauration verließ, benebelt und kann über die weiteren Vorkommnisse nichts sagen.« »Haben Sie damals Champagner getrunken?« »Champagner war es nicht, aber ein Getränk, so prickelnd wie Champagner.« »Vielleicht war es Sodawasser?«

* * *

Der beste Othello

Die sogenannte erste deutsche Bühne hat bekanntlich durch fünfundzwanzig Jahre Othello nicht aufführen können, weil sie in der Zeit, da Matkowsky lebte, Herrn Reimers hatte. Jetzt kann sie es, weil sie ihn noch immer hat. Aus dieser Tatsache dreht Herr Wittmann das folgende Kompliment:

Unter diesem Vorbehalt hat man Reimers' Leistung als eine durchaus tüchtige Arbeit zu bezeichnen. Sein Othello ist seinen Vorgängern in der Rolle zum mindesten ebenbürtig. Krastel hatte das leidenschaftlichere Temperament, Sonnenthal wohl den noch wärmeren Herzenslaut, aber Hallenstein, heute beinahe schon vergessen, war jedenfalls oberflächlicher . . . . Das Burgtheater vermag zur Stunde einen besseren Othello nicht aufzubringen, alle anderen Bühnen ohne Zweifel auch nicht.

Herr Wittmann kennt zwar nicht alle anderen Bühnen, hat aber ganz recht mit der Ansicht, daß das Burgtheater zur Stunde einen besseren Othello nicht aufzubringen vermag. Er ist indes auch der Meinung, daß das Burgtheater noch nie einen so guten aufzubringen vermocht hat. Herr Reimers ist seinen Vorgängern zum mindesten ebenbürtig, weil Krastel und Sonnenthal besser waren, aber Hallenstein schlechter. (Wiewohl natürlich selbst Hallenstein nicht schlechter, sondern besser war.) Herr Wittmann ist soweit den Speidel und Uhl zum mindesten ebenbürtig, weil er besser schreibt als der Löwy.

* * *

Gericht

Eine Verhandlung, in der die intimsten Familiendinge zur Sprache kommen, wird geheim durchgeführt. Die Gerichtssaalberichterstatter sind die »Vertrauensmänner«. Es erscheinen, ohne daß die Hundspeitsche den Paragraphen ersetzt, ausführliche Berichte. Die Ehre eines Offiziers und die Ehre eines Mädchens werden konfrontiert. Der Richter ist bei Humor:

Richter: »Sagen Sie nun offen, ist das, was geschehen ist, absolut wider Ihren Willen geschehen? Können Sie behaupten, daß Sie sich in einem Rauschzustande befunden haben, in dem Sie nicht wußten, was der Kläger mit Ihnen tat?« — Zeugin: »Ich kann nur sagen, freiwillig ist es nicht geschehen.« — Richter: »Sagen Sie nun, hat der Offizier damals in einer Weise gehandelt, wie es sich mit der Ehre eines Offiziers nicht verträgt? Hat er Sie, um drastisch zu sprechen, so betrunken gemacht, daß Sie nicht wußten, was geschah?« — Zeugin: »Ich war, als ich mit dem Kläger die Restauration verließ, benebelt und kann über die weiteren Vorkommnisse nichts sagen.« — Richter: »Haben Sie damals Champagner getrunken?« — Zeugin: »Champagner war es nicht, aber ein Getränk, so prickelnd wie Champagner.« — Richter: »Vielleicht war es Sodawasser?«

* * *

49 Zeilen

Die Hinterbliebenen

Er war ein edler Mensch, in seinem Berufe mit Leib und Seele ergebener, hochgebildeter Offizier, ein Mann von ungewöhnlicher Charakterstärke und Willenskraft. Die kriegsgeschichtliche Forschung verliert in ihm einen ihrer hervorragendsten Vertreter, die Wehrmacht einen überaus tüchtigen Offizier, der ihr zur Zierde gereichte. Die Neue Freie Presse betrauert in Oberstleutnant Stöckl einen langjährigen getreuen Mitarbeiter in militärischen Fragen.

* * *

La canaille s'amuse

Eine heitere Episode

Nach der Vernehmung der Frau Caillaux ergab sich eine heitere Episode in den Wandelgängen des Gerichtspalastes. Frau Caillaux wurde von mehreren Soldaten der Gefängniswache umgeben und sollte nach dem Untersuchungsgefängnis Saint-Lazare zurückgeschafft werden; die Wächter richteten es so ein, daß die zahlreich anwesenden Photographen für Kinos sie unmöglich sehen konnten. Da hatte einer dieser Photographen eine schlaue Idee: Er legte seinen Hut ab, und indem er die Rolle eines entweichenden Häftlings spielte, begann er hastig den Gang hinauf zu laufen. Die so irregeführten Wächter der Frau Caillaux setzten ihm nach und die Photographen konnten in größter Ruhe Frau Caillaux für die Kinos und die illustrierten Zeitungen aufnehmen. Der schlaue Geselle, der Komödie gespielt hatte, wurde verhaftet und, wie der ‚Figaro' unwillig mitteilt, mit Handschellen abgeführt, während Frau Caillaux ohne Fesseln im Auto nach dem Gefängnis gebracht wurde.

Man hätte ihm, auf die Gefahr hin, daß der ‚Figaro' noch unwilliger geworden wäre, außer Handschellen auch Maulschellen anlegen sollen.

* * *

Lanzen für die Marine

Der Autor ist entschieden ein gründlicher Kenner internationaler Marineverhältnisse und hat in unterschiedlichen Broschüren manche Lanze für die Verstärkung der Seemacht unseres Vaterlandes gebrochen . . . .

Wiewohl solche nicht einmal mehr zu Lande verwendet werden.

* * *

Ist das nicht ein Druckfehler?

[Brünner Mozart-Denkmal-Verein.] Über Einladung des Brünner Mozart-Denkmal-Vereines, der sich die Errichtung eines großen —

Ob das Korngold in Salzburg angenehm sein wird?

* * *

Ehre wem Ehre gebührt

Die Hotelportiers sind heute ein unentbehrlicher Faktor im Verkehrsleben der Großstadt. An sie werden nicht geringe Anforderungen gestellt. . . . So hat sich der Klub der Hotelportiers eine feste Position errungen und damit das Bedürfnis empfunden wie jede andere Vereinigung auch seinerseits mit einer repräsentativ-geselligen Veranstaltung hervorzutreten. . . . Auch viele Hoteliers, Restaurateure und Cafetiers hatten es sich nicht nehmen lassen, persönlich zu erscheinen. . . . Nach den Vorträgen trat der Tanz in seine Rechte. . . . Der erste Glockenschlag in den Hotels fand aber alle Portiers wieder auf ihren Posten, ein anerkennenswertes Zeichen treuer Pflichterfüllung.

* * *

Et hoc meminisse iuvabit

Einer der ersten, die Lemoine Hilfe leisten konnten, war Herr Eduard Engel, der sich außerhalb des Hangarraumes auf dem Aufstiegplatze befunden hatte. Er begleitete dann mit Chefarzt Dr. Charas den Verletzten auch in die Unfallstation und suchte ihn durch Trostworte in seiner Muttersprache zu beruhigen, was ihm schließlich auch gelang und wofür ihm der Arzt dankte.

* * *

Die Hinterbliebenen

. . . . Er war ein edler Mensch, ein seinem Berufe mit Leib und Seele ergebener, hochgebildeter Offizier, ein Mann von ungewöhnlicher Charakterstärke und Willenskraft. Die kriegsgeschichtliche Forschung verliert in ihm einen ihrer hervorragendsten Vertreter, die Wehrmacht einen überaus tüchtigen Offizier, der ihr zur Zierde gereichte. Die Neue Freie Presse betrauert in Oberstleutnant Stöckl einen langjährigen getreuen Mitarbeiter in militärischen Fragen.

* * *

La canaille s'amuse

Eine heitere Episode

Nach der Vernehmung der Frau Caillaux ergab sich eine heitere Episode in den Wandelgängen des Gerichtspalastes. Frau Caillaux wurde von mehreren Soldaten der Gefängniswache umgeben und sollte nach dem Untersuchungsgefängnis Saint-Lazare zurückgeschafft werden; die Wächter richteten es so ein, daß die zahlreich anwesenden Photographen für Kinos sie unmöglich sehen konnten. Da hatte einer dieser Photographen eine schlaue Idee: Er legte seinen Hut ab, und indem er die Rolle eines entweichenden Häftlings spielte, begann er hastig den Gang hinauf zu laufen. Die so irregeführten Wächter der Frau Caillaux setzten ihm nach und die Photographen konnten in größter Ruhe Frau Caillaux für die Kinos und die illustrierten Zeitungen aufnehmen. Der schlaue Geselle, der Komödie gespielt hatte, wurde verhaftet und, wie der ‚Figaro' unwillig mitteilt, mit Handschellen abgeführt, während Frau Caillaux ohne Fesseln im Auto nach dem Gefängnis gebracht wurde.

Man hätte ihm, auf die Gefahr hin, daß der ‚Figaro' noch unwilliger geworden wäre, außer Handschellen auch Maulschellen anlegen sollen.

* * *

Lanzen für die Marine

Der Autor ist entschieden ein gründlicher Kenner internationaler Marineverhältnisse und hat in unterschiedlichen Broschüren manche Lanze für die Verstärkung der Seemacht unseres Vaterlandes gebrochen

Wiewohl solche nicht einmal mehr zu Lande verwendet werden.

* * *

Ist das nicht ein Druckfehler?

Brünner Mozart-Denkmal-Verein.

Über Einladung des Brünner Mozart-Denkmal-Vereines, der sich die Errichtung eines großen —

Ob das Korngold in Salzburg angenehm sein wird?

* * *

Ehre wem Ehre gebührt

Die Hotelportiers sind heute ein unentbehrlicher Faktor im Verkehrsleben der Großstadt. An sie werden nicht geringe Anforderungen gestellt. . . . So hat sich der Klub der Hotelportiers eine feste Position errungen und damit das Bedürfnis empfunden wie jede andere Vereinigung auch seinerseits mit einer repräsentativ-geselligen Veranstaltung hervorzutreten. . . . Auch viele Hoteliers, Restaurateure und Cafetiers hatten es sich nicht nehmen lassen, persönlich zu erscheinen. . . . Nach den Vorträgen trat der Tanz in seine Rechte. . . . Der erste Glockenschlag in den Hotels fand aber alle Portiers wieder auf ihren Posten, ein anerkennenswertes Zeichen treuer Pflichterfüllung.

* * *

Von den Großen dieser Erde

Aus dem ‚Newyork Herald':

SWITZERLAND.

DR. PAUL COHN AT BERNE.

(Special Despatch to the "Herald")

Berne, Sunday. — Dr. Paul Cohn, of Vienna, has arrived at the Hotel Schweizerhof.

* * *

Herr Schlenther empfiehlt seinen Nachfolger Thimig

Dabei reichte sein Blick immer über die Bretterzäune der Bühnenwelt hinaus in alle Wirklichkeit. Wie sein Vorgänger Laube ist er ein leidenschaftlicher Gemsjäger, wie der große Schauspieler Schröder baut er auf eigenen Gütern seinen Spargel und seinen Kohl; wie jeder bessere Wiener Schauspieler verkehrt er mit Erzherzögen, Fürsten und Grafen; kein Bauernkind und keine Märchenprinzessin ist vor dem satirischen Humor seines photographischen Kunstapparates sicher.

Aber wenn er noch wie sein Vorgänger Schlenther im Löwenbräu sitzen sollte, so kanns dem Burgtheater in nichts mehr fehlen.

* * *

Impoßible n'est pas un mot français

Dem Figaro sind von verschiedenen Seiten Geldspenden für die Errichtung eines Calmette-Denkmales zugegangen.

* * *

Wie und woran erkennt man poetische Veranlagung

Der nächste Zeuge, der Advokat Dr. Theodor Gutmann jun., gab an, daß er im Auftrage des Obersten W. bei Gericht das Begehren gestellt habe, daß die Frau Oberst verpflichtet sei, ihrer Tochter Marie eine Mitgift von 40.000 K beizustellen. Dieses Begehren wurde abgewiesen und er habe nun einen neuerlichen Antrag auf Beistellung einer angemessenen Mitgift einbringen wollen, doch sei es dazu nicht gekommen, da inzwischen Oberst W. plötzlich gestorben sei. Der Kläger, erzählte der Zeuge, habe ihn nach dem Tode des Obersten aufgesucht und ihm erklärt, daß er die Tochter noch immer heiraten wolle und dann auch die anderen Geschwister in sein Haus aufnehmen werde. Der Kläger sprach damals so rührend von dem Schicksal seiner Braut und deren Geschwister, daß ich selbst ganz ergriffen war und mir dachte, das ist nicht mehr ein Offizier und Ehrenmann allein, sondern ein echter Mensch. Ich selbst, der ich etwes poetisch veranlagt bin, fühlte mich ganz ergriffen und beschloß, auch meinerseits zur Besserung der Situation dadurch beizutragen, daß ich mich bereit erklärte, auf die mir gegen den verstorbenen Obersten zustehenden Kosten und Ersatz der Barauslagen zu verzichten.

* * *

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Von den Großen dieser Erde

Aus dem ‚Newyork Herald':

SWITZERLAND.

DR. PAUL COHN AT BERNE.

(Special Despatch to the "Herald."

Berne, Sunday. — Dr. Paul Cohn, of Vienna, has arrived at the Hotel Schweizerhof.

* * *

Qualitäten

Herr Schlenther empfiehlt seinen Nachfolger Thimig:

Dabei reichte sein Blick immer über die Bretterzäune der Bühnenwelt hinaus in alle Wirklichkeit. Wie sein Vorgänger Laube ist er ein leidenschaftlicher Gemsjäger, wie der große Schauspieler Schröder baut er auf eigenen Gütern seinen Spargel und seinen Kohl; wie jeder bessere Wiener Schauspieler verkehrt er mit Erzherzögen, Fürsten und Grafen; kein Bauernkind und keine Märchenprinzessin ist vor dem satirischen Humor seines photographischen Kunstapparats sicher.

Aber wenn er noch dazu wie sein Vorgänger Schlenther im Löwenbräu sitzen wird, so kanns dem Burgtheater in nichts mehr fehlen.

* * *

Impossible n'est pas un mot français

Paris, 22. März.

Dem ‚Figaro' sind von verschiedenen Seiten Geldspenden für die Errichtung eines Calmette-Denkmals zugegangen.

* * *

Wie und woran erkennt man poetische Veranlagung

Der nächste Zeuge, der Advokat Dr. Theodor Gutmann jun., gab an, daß er im Auftrage des Obersten W. bei Gericht das Begehren gestellt habe, daß die Frau Oberst verpflichtet sei, ihrer Tochter Marie eine Mitgift von 40.000 K beizustellen. Dieses Begehren wurde abgewiesen und er habe nun einen neuerlichen Antrag auf Beistellung einer angemessenen Mitgift einbringen wollen, doch sei es dazu nicht gekommen, da inzwischen Oberst W. plötzlich gestorben sei. Der Kläger, erzählte der Zeuge, habe ihn nach dem Tode des Obersten aufgesucht und ihm erklärt, daß er die Tochter noch immer heiraten wolle und dann auch die anderen Geschwister in sein Haus aufnehmen werde. Der Kläger sprach damals so rührend von dem Schicksal seiner Braut und deren Geschwister, daß ich selbst ganz ergriffen war und mir dachte, das ist nicht mehr ein Offizier und Ehrenmann allein, sondern ein echter Mensch. Ich selbst, der ich etwas poetisch veranlagt bin, fühlte mich ganz ergriffen und beschloß, auch meinerseits zur Besserung der Situation dadurch beizutragen, daß ich mich bereit erklärte, auf die mir gegen den verstorbenen Obersten zustehenden Kosten und Ersatz der Barauslagen zu verzichten.

* * *

23 Zeilen

Ein geschminkter Mann mit Mieder nnd ~~Gardenien~~ im Knopfloch tritt für gesunde Sinnlichkeit ein

In seiner pointierten, bezeichnungsreichen, manchmal verschleierten, manchmal überaus deutlichen Art plauderte Maximilian Harden vorgestern im großen Saale der Berliner Philharmonie über das Märchen vom unsittlichen Berlin.

Aber an den Ungereimtheiten der gesellschaftlichen Mode weist er nach, daß man diesen Begriffen mit der Vernunft nicht beikommen kann. Es bleibt nichts übrig, als möglichst wenig zu urteilen und möglichst zu erkennen, was ist.

Wie, noch immer?

Warum, fragt Maximilian Harden, soll die Sinnlichkeit nicht angeregt werden?

Warum nicht, recht hat er.

Die Sinnlichkeit ist etwas höchst bemerkenswertes. Es ist kein Zufall, daß Goethe stets ein junges Geschöpf um sich brauchte, um sein Wesen zu ergänzen. Die Sinnlichkeit sei zu bekämpfen, soweit sie unappetitlich oder krankhaft ist. Wir haben nicht zu viel des Nackten, sondern viel zu wenig. Überaus lebhafter Beifall lohnte den interessanten Vortrag.

Eine Beauté

Aus Berlin berichtet unser K. W.-Korrespondent: Zu den unterhaltsamen Abwechslungen, die das zwölfnächtige Berliner Künstlerfest »Maske und Palette« in den Ausstellungshallen am Zoo bot, gehörte auch eine weiblich-männliche Schönheitskonkurrenz, die am Mittwoch Abend stattfand. An weiblichen, pramienreifen Schönheiten fehlte es nicht, die maskulinen Beautés waren indessen dünner gesäet: ihnen konnte weder erster noch zweiter Preis verliehen werden. Nur einen dritten Preis konnten sie erobern und ihn trug kein andrer als Hanns Heinz Ewers davon, der »dämonische« Schriftsteller, Kinopionier und Vater des »Wundermädchens von Berlin«, dem er sich nun als Wunderknabe von Berlin an die Seite stellen darf. Er wurde denn auch genügend angestaunt . . . .

* * *

Ein Schiffskatastrophe — wer ist gerettet?

. . . . Die erwärmenden Strahlen der Frühlingssonne beleuchten die Lagunenstadt und brechen sich tausendfach an den verwitterten Palazzi, an den Kuppeln und Portalen der Kirchen. Von Tag zu Tag mehrt sich der Strom jener, die dem nordischen Winter entfliehen, die in der glücklichen Lage sind, dem Frühling entgegenreisen zu können. Der deutsche Kaiser wird in Venedig erwartet, wird dort mit seinem Verbündeten, dem König von Italien, zusammentreffen, um sich dann nach Korfu einzuschiffen. Die letzte Hand wird an die Empfangsvorbereitungen gelegt und eine erwartungsvolle Festesstimmung beherrscht die Menge. Im Hafen wiegen sich die deutschen Schiffe und vom Mast der »Hohenzollern« weht die deutsche Kaiserstandarte. Überall Leben und Bewegung, Frohsinn und Daseinsbejahung. Da plötzlich ein dumpfes Raunen und Flüstern. Gruppen bilden sich, schreckensbleiche Gesichter, angstvolle Nervosität und bekümmertes, besorgtes Fragen. Im Hafen ballt sich die Menschenmenge zusammen. Niemand weiß, was eigentlich geschehen ist, nur ganz unbestimmt verbreitet sich das Gerücht durch die engen Gassen und Gäßchen, durch die Calli und Rami —

Kusch!

* * *

Aus einem kampfreichen Leben

. . . . in dem er auf Grund ganz neuen, im Hamburger Privatbesitz befindlichen Materials sehr interessante Mitteilungen über das kampfreiche Leben des Dichters Heinrich Heine gab . . . . Es ist kein Zweifel, daß Heine sogar mit dem Fürsten Metternich einmal in Briefwechsel stand. . . . Ja, er hatte sogar den geheimen Plan, Heine als offiziösen Journalisten nach Wien zu ziehen. Leider konnte sich Heine nicht dazu entschließen, Paris zu verlassen, da er gerade zu der Zeit, als ihm Metternich die verlockendsten Anbote durch vertraute Freunde zukommen ließ, in ein Liebesverhältnis verstrickt war. Rein geistige Beziehungen fesselten ihn an die schöne, revolutionäre Fürstin Christina Belgiojoso, eine glühende italienische Patriotin, deren Herzenswunsch es war, die österreichische Herrschaft in der Lombardei zu stürzen. . . . Die Beziehungen Heines zu der Fürstin, von der er in einem wundervollen Briefe wünschte, daß sie nicht mehr schön, sondern nur geistreich sein möge, damit er sie wahrhaft lieben könne, verschafften Heine die berühmt gewordene französische Pension, die keineswegs eine Bestechungssumme war, die ihm die französische Regierung zahlte, damit er günstige Berichte nach Deutschland sende, sondern wirklich nur ein Almosen, das die Fürstin dem deutschen Flüchtling verschaffte. Seit 1835 war Metternich, der es nicht verwinden konnte, daß ihm Heine früher ein Refus gegeben hatte und nicht nach Wien gehen wollte, dem Dichter sehr ungnädig. . . .

Jammer über Jammer

soll in einem Drama von Paul Wilhelm »Der Martersteig« — nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Theaterdirektor, der es sicher abgelehnt hätte — vorkommen. Der blinde Dori singt »'s Hoamatlied«, das sehr ergreifend sein soll und außerdem ist ein schuftiger Dorfdichter da. Der Forstaufseher ist in sehr mißliche Vermögensumstände geraten. Seine Frau, die den Jammer nicht mehr mitansehen kann, gerät auch nicht in viel bessere, indem sie sich dem schuftigen Dorfrichter, also dem erstbesten ergibt. Das Kind bekommt nicht nur Lungenentzündung, sondern die Mutter tötet es auch in einer kalten Winternacht und zwar durch Öffnen des Fensters. Das ist eine Gemeinheit. Sie gesteht ihm.

Er aber reißt mit den Worten »Bestie, mir graut vor dir« das Gewehr von der Wand, erschießt den Adjunkten und übergibt sich den rasch herbeigeeilten Gendarmen. Zum Schluß werden sie alle von einer Lawine begraben. Das ist traurig, aber gerecht. Trotzdem wird in der Zeitung, die den Dichter Wilhelm mit Schubert verglichen hat, gesagt:

Die Bauern, die Wilhelm schildert, wirken in Sprache und Empfindung nicht gerade echt; sie sind wortreiche, von dem schweigsamen Bauern wesentlich entfernte Idealisten.

Man sollt's nicht glauben. Natürlich halfen der geschlossene Bau und manches poetisch empfundene Detail dem Publikum über solche Bedenken hinweg. Besonders »'s Hoamatlied« schlug ein. Der blinde Dori soll sogar noch blinder gewirkt haben als die blinde Marie desselben Dichters.

* * *

Leben und Treiben

herrschte zu Ostern auf dem Semmering. Ein schlechter Prophet, der es anders erwartet hat. Es lebten: Tanzo, Jollas, Popper, Taussig und Fräulein Gerda Walde. Es trieben: Preßburger, Wertheim, Fleischl, Fodor und Direktor Ben Tieber. Da somit auch die Kunstwelt ihre Vertreter entsendet hatte, blieb dem Humor nichts übrig, als in seine Rechte zu treten, während das herrliche Wetter unaufhörlich damit beschäftigt war, Generalkonsuln zu locken.

* * *

Industriekapitäne und Bankmagnaten
oder
Ein Triumphgesang

. . . . Und doch gibt es genau so wie früher Pferdehändler, es ist kaum einer weniger geworden, und sie dürfen sich durchaus nicht über schlechte Geschäfte beklagen . . . . ~~Dennß allein Rodeln, Skilaufen, Bergkraxeln, Ballschupfen und Autein zum Trotz~~ Das Reiten ist wie so manches andere von unserer nivellierenden Zeit demokratisiert worden . . . . Die Offiziere und die feudalen Kavaliere verschwinden fast unter den bürgerlichen Gentlemen, die tagsüber in ihrem Bureau, im Amt, auf der Klinik oder im Fabrikskontor an dem Groß- und Reichwerden des Staates mitarbeiten, morgens aber im eleganten Reitdreß die verschlungenen Alleen des Praters entlang traben und galoppieren. Und manch junger Herr, der im rasendsten Galopp einherrast und dabei so sicher und schön im Sattel sitzt, daß man ihn für einen magyarischen Grafen halten möchte, ist der Sohn eines Industriekapitäns oder Bankmagnaten, der zwei Stunden später im Bureaurock Kalkulationen entwirft. Und neben diesen Herren reiten ihre Frauen, Schwestern, oder Töchter . . . . Will man die Wiener Gesellschaft hoch zu Roß sehen, so kann man allerdings nicht früh genug hinausfahren. Um 6 Uhr schon entwickelt sich ein lebhafter Pferdekorso, der um 8 Uhr seinen Höhepunkt erreicht, um dann langsam bis zur zehnten Stunde abzuflauen. Das große Rendezvous zu Pferde ist die Kriau. Hat man die Wege kreuz und quer bis zum Lusthaus durchgaloppiert, ist man ordentlich mürbe und warm geworden, dann reitet man mit verhängten Zügeln nach der Meierei, wo sich dienstbare Geister des Gauls annehmen und ein ausgiebiges Frühstück des Reiters harrt . . . .

Nun preiset alle Gott. Es gibt noch Pferdehändler. Die feudalen Kavaliere verschwinden unter den bürgerlichen Gentlemen, es war die höchste Zeit. Die Wiener Gesellschaft sitzt am Samstag im Volksprater und Sonntag kann man sie hoch zu Roß sehen. Die Pferdehändler haben die Sache in die Hand genommen. Sie reiten ~~selbst~~ Sie wiehern ~~selbst~~.

* * *

Weit gebracht

Ein auserlesenes Publikum hat sich am Ostersonntag im Salon eines stadtbekannten Börseneinbrechers Rendezvous gegeben. Man bemerkte u. a.: Seine kaiserliche Hoheit Prinzen Roland Bonaparte, den Großfürsten Konstantin von Rußland, Stephanie Gräfin Wedel-Hamilton, Gräfin Johanna Hartenau, Lady Rose Weigall, Lady Sybil Grant, Blanche Freiin v. Kübeck und etliche Ministersgattinnen. Der Börseneinbrecher rief und alle, alle kamen. »Die geehrte Redaktion wünscht — trippelte die Gräfin Wedel-Hamilton herein — daß ich ihren Lesern etwas über meine Wiener Eindrücke erzähle. Ich komme dieser freudigen Aufforderung umso lieber nach, als ich . . . .« Jeder einzelne illustre Gast bekam ein wertvolles Angebinde: Turul-Schuhe, Gerstl-Kleider oder Viktor, den Staubsaugapparat, das ideale Ostergeschenk. Auf den Trümmern der adeligen Würde tanzten Kommis mit Komtessen. Auf einmal erhob sich hinten im Hof Lärm. »Was is?« fragte der Hausherr. Der Diener meldete: »Ein Bettler.« »Was schreit er, was will er?« »Lediger, alter makelloser Graf von uraltem Adel sucht eine reiche Frau.« »Ein Nebbich. Man soll ihm zu essen geben und er soll zu Pfingsten mit einem Feuilleton kommen.

* * *

Et hoc meminisse juvabit

Einer der ersten, die Lemoine Hilfe leisten konnten, war Herr Eduard Engel, der sich außerhalb des Hangarraumes auf dem Aufstiegplatze befunden hatte. Er begleitete dann mit Chefarzt Dr. Charas den Verletzten auch in die Unfallstation und suchte ihn durch Trostworte in seiner Muttersprache zu beruhigen, was ihm schließlich auch gelang und wofür ihm der Arzt dankte.

* * *

Interessant ist, wenn Hirschfeld reist

Was macht er im Schlafwagen?

Das Bett ist schmal, der Polster steil und hart, die Decke sparsam bemessen, und man liegt recht angenehm eingesargt da .... Ein nettes Geduldspiel ist das Unterbringen der Habseligkeiten. Die Schuhe kommen in den Hut, Brieftasche und Geldbörse in die Strümpfe .... Alle Menschen, die um 1 Uhr nachts einsteigen, sind unsympathisch, aber so arg hat es noch keiner getrieben. Zuerst entschuldigte er sich ausführlich, dann zog er sich geräuchvoll und bedächtig aus, wobei er tief atmete, als ob die Luft im Coupé weiß Gott wie köstlich wäre ....

Kaum am Ziel, entpuppte er sich als der Schwerenöter.

Ich werde regungslos in der Sonne liegen, mich nicht um die Menschen kümmern und nicht einmal blinzeln, wenn einer mich anschaut — das heißt, es kommt ganz auf die Augen an, man kann ja nicht wissen, wer mich anschaut. Also, ich werde jedenfalls doch ein bißchen blinzeln ....

Soll er blinzeln, warum nicht, recht hat er, man war auch einmal jung.

* * *

Einen andern Hirschfeld hat es gegeben

außer diesen. Der hier darf sich mit seiner sieghaftigen Kommisfröhlichkeit auf einem Zeitungsblatt ausleben, auf dessen Rückseite die Nachricht vom Tode des andern Hirschfeld steht, jenes Robert Hirschfeld, dessen Herz nicht tragfähig war für die Schmach, die es in dieser unfaßbaren Stadt angetan fühlte. Als er zu Mozart wollte, war es schon zu spät. Er starb auf der Flucht aus Wien; herzkrank wird, wer nicht starren Auges auf dieser Versuchsstation des Weltirrsinns ausharren kann. Er war ein guter geistiger Mann, der die Schwindler mehr haßte, als er sagen konnte. Eine Jugend, die sich absurd gebärdet, um zuletzt doch noch ein Schwein zu geben, konnte er nicht ausstehen. Für den Professor Bernhardi hatte er kein Gemüt. Die Concordia rief ihm die Schmähung nach, er habe ihr zur Zierde gereicht. Die Redaktion, der er angehört, nicht gehört hatte, sandte ihm seinen Todfeind ans Grab. Seine Nachrufe wären günstiger ausgefallen, wenn er bei Lebzeiten nicht so häufig mit mir gesehen worden wäre. Denn er hat, wenn er Intriganten nach dem Erfolg langen sah, der Analphabeten mühelos zufällt, oft die Faust im Sack geballt; aber die andere Hand hat er mir offen gereicht, und das will ich ihm gedenken.

* * *

Berlin, im großen Architektensaal, 1. April:

I. Dialog ~~über die Presse~~; Ein Verlorener; Ein reiner Künstler; Die Inhaltsangabe des Hofmannsthalschen Kinodramas; Der verantwortlicher Schlenther; Der Fackelkraus; Ja wer hätte denn ahnen sollen; Behr über Harden; Aphorismen über Altenberg; Gralsjünger; Schlichte Worte; Der denkende Hund; Non scholae, sed vitae / Die Kinder der Zeit II. Aus dem Ungarischen; Stadtverordnete besuchen Gemeinderäthe; Die elektrische Bahn Wien-Preßburg ist eröffnet worden; Jetzt ist die Zeit; Ich habe ihn gefunden; Wie in Deutschland die Unsittlichkeit zustandekommt und wie die Sitte spricht III/ Eine Prostituierte ist ermordet worden.

Prag, im Central-Saal, am 4. April:

I. Gegen die Jugend / Non scholae, sed vitae; Der denkende Hund; Ein Verlorener; Ein reiner Künstler; Die Inhaltsangabe des Hofmannsthalschen Kinodramas / Das ~~denkende~~ eines Schauspielers Der Traum ein Wiener Leben / Aus dem Ungarischen; Selbstverständlich; Die elektrische Bahn Wien-Preßburg ist eröffnet worden; Stadtverordnete besuchen Gemeinderäthe; Gralsjünger; Jetzt ist die Zeit III. Ich habe ihn gefunden; Wie in Deutschland die Unsittlichkeit zustandekommt und wie die Sitte spricht; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen. — Der sterbende Mensch.

Im letzten Heft ist auf S. 27 in dem Zitat aus einer gehirnweichen Kritik der Gedichte Trakls ein Druckfehler zu berichtigen. Das betreffende Individuum hat dem Dichter nicht »krassen Neutralismus«, sondern »krassen Naturalismus« vorgeworfen.

Herr Großmann sollte bedenken, daß es viele verkrachte Theaterdirektoren gibt und daß nicht jeder von ihnen das Glück hat, journalistischen Unterschlupf zu finden. Wo käme man hin, wenn alle Pleitegänger Gelegenheit bekämen, ihre Ranküne gegen die Ungunst der Verhältnisse oder wie die Talentlosigkeit sonst jargonmäßig benannt wird, feuilletonistisch auszutoben/ Herr Großmann sollte bescheidener sein. Wenn er sich gegen mich so benimmt wie gegen ~~die~~ Schauspieler auf der Probe, so kann er noch einmal aus einem Theater hinausfliegen.

Der überschüssige Schleim des Wiener Geistes~~wissens~~ wird von den Firmen Mosse und Ullstein in Berlin aufgefangen. Jetzt ist Herr Stefan Großmann dort angelangt. In ~~Gegenwart Großmann~~ darf man bekanntlich nicht ausspucken, aber in deutschen Zeitungen und Revuen taucht der Name des Herrn Großmann unaufhörlich auf. Dem Herrn Harden soll er versichert haben, daß er fern von allen Machenschaften des Wiener Cliquentums lebe und so etwas wie eine einsame Seele sei. Im März schwärmt er für Nissen und überhaupt für kerndeutsche Naturen und schreibt:

Aber als ihn vor eineinhalb Jahren zufällig an einem malancholischen Abend in einer kleinen deutschen Stadt traf, und bei einem Glas Wein in einer noch melancholischeren Kneipe mit ihm schwatzte, da erschrak ich doch über den Strom von Bitterheit, der ihm unwillkürlich aus dem Gehege der Zähne brach . . . .

Daß der Abend, an dem Herr Großmann mit Nissen zusammentraf, melancholisch war, ist ja begreiflich. Aber daß Herr Großmann auch schwatzen kann, wird ihm niemand glauben. So deutsch sind wir nicht gewachsen. Nun schwätzt er in der Vossischen Zeitung über die »Aphoritis«, die seit Oskar Wilde überhaupt ausgebrochen sei:

. . . . Es wildete in allen besseren literarischen Cafés, jeder kleine Scherzbold, der die Zeitungen auf Druckfehler und Aufsitzer durchsah, wurde sogleich als Fackelträger der Menschheit, als »europäischer Meister« und »erhabener Satiriker« ausgeschrien . . . .

Berlin, im großen Architektensaal, 1. April:

I. Dialog Bismark-Bienerth; Ein Verlorener; Ein reiner Künstler; Die Inhaltsangabe des Hofmannsthalschen Kinodramas; Der verantwortlicher Schlenther; Der Fackelkraus; Ja wer hätte denn ahnen sollen; Behr über Harden; Aphorismus über Altenberg; Gralsjünger; Schlichte Worte; Der denkende Hund; Non scholae, sed vitae / Die Kinder der Zeit II. Aus dem Ungarischen; Stadtverordnete besuchen Gemeinderäthe; Die elektrische Bahn Wien-Preßburg ist eröffnet worden; Jetzt ist die Zeit; Ich habe ihn gefunden; Wie in Deutschland die Unsittlichkeit zustandekommt und wie die Sitte spricht III. Eine Prostituierte ist ermordet worden.

Prag, im Central-Saal, am 4. April:

I. Gegen die Jugend / Non scholae, sed vitae; Der denkende Hund; Ein Verlorener; Ein reiner Künstler; Die Inhaltsangabe des Hofmannsthalschen Kinodramas / Das Denkmal eines Schauspielers Der Traum ein Wiener Leben / Aus dem Ungarischen; Selbstverständlich; Die elektrische Bahn Wien-Preßburg ist eröffnet worden; Stadtverordnete besuchen Gemeinderäthe; Gralsjünger; Jetzt ist die Zeit III. Ich habe ihn gefunden; Wie in Deutschland die Unsittlichkeit zustandekommt und wie die Sitte spricht; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen. — Der sterbende Mensch.

* * *

Im letzten Heft ist auf S. 27 in dem Zitat aus einer gehirnweichen Kritik der Gedichte Trakls ein Druckfehler zu berichtigen. Das betreffende Individuum hat dem Dichter nicht »krassen Neutralismus«, sondern »krassen Naturalismus« vorgeworfen.

* * *

Der überschüssige Schleim des Wiener Geisteslebens wird von den Firmen Mosse und Ullstein in Berlin aufgefangen. Jetzt ist Herr Stefan Großmann dort angelangt. In Eisenbahnwaggons darf man bekanntlich nicht ausspucken, aber in deutschen Zeitungen und Revuen taucht der Name des Herrn Großmann unaufhörlich auf. Dem Herrn Harden soll er selbstanzeigend versichert haben, daß er fern von allen Machenschaften des Wiener Cliquentums lebe und so etwas wie eine einsame Seele sei. Im ‚März' schwärmt er für Nissen und überhaupt für kerndeutsche Naturen und schreibt:

Aber als ihn vor einem halb Jahren zufällig an einem malancholischen Abend in einer kleinen deutschen Stadt traf, und bei einem Glas Wein in einer noch melancholischeren Kneipe mit ihm schwatzte, da erschrak ich doch über den Strom von Bitterheit, der ihm unwillkürlich aus dem Gehege der Zähne brach . . . .

Daß der Abend, an dem Herr Großmann mit Nissen zusammentraf, melancholisch war, ist ja begreiflich. Aber daß Herr Großmann auch schwatzen kann, wird ihm niemand glauben. So deutsch sind wir nicht gewachsen. Nun schwätzt er in der ‚Vossischen Zeitung' über die »Aphoritis«, die seit Oskar Wilde in Deutschland ausgebrochen sei:

. . . . Es wildete in allen besseren literarischen Cafés, jeder kleine Scherzbold, der die Zeitungen auf Druckfehler und Aufsitzer durchsah, wurde sogleich als Fackelträger der Menschheit, als »europäischer Meister« und »erhabener Satiriker« ausgeschrien . . . .

* * *

Herr Großmann sollte bedenken, daß es viele verkrachte Theaterdirektoren gibt und daß nicht jeder von ihnen das Glück hat, journalistischen Unterschlupf zu finden. Wo käme man hin, wenn alle Pleitegänger Gelegenheit bekämen, ihre Ranküne gegen die Ungunst der Verhältnisse oder wie die Talentlosigkeit sonst jargonmäßig benannt wird, feuilletonistisch auszutoben? Herr Großmann sollte bescheidener sein. Wenn er sich gegen mich so benimmt wie gegen einen Schauspieler auf der Probe, so kann er noch einmal aus einem Theater hinausfliegen.

* * *

Notizen

Der überschüssige Schleim des Wiener Geisteslebens wird von den Firmen Mosse und Ullstein in Berlin aufgefangen. Jetzt ist Herr Stefan Großmann dort angelangt. In Eisenbahnwaggons darf man bekanntlich nicht ausspucken, aber in deutschen Zeitungen und Revuen taucht der Name des Herrn Großmann unaufhörlich auf. Dem Herrn Harden soll er selbstanzeigend versichert haben, daß er fern von allen Machenschaften des Wiener Cliquentums lebe und so etwas wie eine einsame Seele sei. Im ‚März' schwärmt er für Nissen und überhaupt für kerndeutsche Naturen und schreibt:

Aber als ich ihn vor eineinhalb Jahren zufällig an einem malancholischen Abend in einer kleinen deutschen Stadt traf, und bei einem Glas Wein in einer noch melancholischeren Kneipe mit ihm schwatzte, da erschrak ich doch über den Strom von Bitterheit, der ihm unwillkürlich aus dem Gehege der Zähne brach . . . .

Daß der Abend, an dem Herr Großmann mit Nissen zusammentraf, melancholisch war, ist ja begreiflich. Aber daß Herr Großmann auch schwatzen kann, wird ihm niemand glauben. So deutsch sind wir nicht gewachsen. Nun schwätzt er in der ‚Vossischen Zeitung' über die ›Aphoritis‹, die seit Oskar Wilde in Deutschland ausgebrochen sei:

. . . . Es wildete in allen besseren literarischen Cafés, jeder kleine Scherzbold, der die Zeitungen auf Druckfehler und Aufsitzer durchsah, wurde sogleich als Fackelträger der Menschheit, als ›europäischer Meister‹ und ›erhabener Satiriker‹ ausgeschrien . . . .

Herr Großmann sollte bedenken, daß es viele verkrachte Theaterdirektoren gibt und daß nicht jeder von ihnen das Glück hat, journalistischen Unterschlupf zu finden. Wo käme man hin, wenn alle Pleitegänger Gelegenheit bekämen, ihre Ranküne gegen die Ungunst der Verhältnisse oder wie die Talentlosigkeit sonst jargonmäßig benannt wird, feuilletonistisch auszutoben? Herr Großmann sollte bescheidener sein. Wenn er sich gegen mich so benimmt wie gegen einen Schauspieler auf der Probe, so kann er noch einmal aus einem Theater hinausfliegen.

* * *

1.)

Vorlesungen) ~~[illegible]~~ kein Fall (wie im letzten Heft)

Bielitz, im Kaiserhof-Saal, 21.; Mähr.-Ostrau, Matinee im Stadtheater, 22.; Brünn, im Deutschen Haus, 23. März.

Berlin, im großen Architektensaal, 1. April:

I. Dialog Bismarck-Bienerth; Ein Verlorener; Ein reiner Künstler; Die Inhaltsangabe des Hofmannsthalschen Kinodramas; Der verantwortlicher Schlenther; Der Fackelkraus; Ja wer hätte denn ahnen sollen; Behr über Harden; Aphorismus über Altenberg; Gralsjünger; Schlichte Worte; Der denkende Hund; Non scholae, sed vitae / Die Kinder der Zeit II. Aus dem Ungarischen; Stadtverordnete besuchen Gemeinderäthe; Die elektrische Bahn Wien-Preßburg ist eröffnet worden; Jetzt ist die Zeit; Ich habe ihn gefunden; Wie in Deutschland die Unsittlichkeit zustandekommt und wie die Sitte spricht III. Eine Prostituierte ist ermordet worden.

Prag, im Central-Saal, am 4. April:

I. Gegen die Jugend / Non scholae, sed vitae; Der denkende Hund; Ein Verlorener; Ein reiner Künstler; Die Inhaltsangabe des Hofmannsthalschen Kinodramas / Das Denkmal eines Schauspielers II. Der Traum ein Wiener Leben / Aus dem Ungarischen; Selbstverständlich; Die elektrische Bahn Wien-Preßburg ist eröffnet worden; Stadtverordnete besuchen Gemeinderäthe; Gralsjünger; Jetzt ist die Zeit III. Ich habe ihn gefunden; Wie in Deutschland die Unsittlichkeit zustandekommt und wie die Sitte spricht; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen. — Der sterbende Mensch.

2.)

* * *

Im letzten Heft ist auf S. 27 in dem Zitat aus einer gehirnweichen Kritik der Gedichte Trakls ein Druckfehler zu berichtigen. Das betreffende Individuum hat dem Dichter nicht »krassen Neutralismus«, sondern »krassen Naturalismus« vorgeworfen.

4.)

* *

93 Zeilen

In Prag wächst eine Lyrik wie folgt:

Der Siebzehnjährige spricht:

Ich bin fest entschlossen, Dich zu bitten,
Mit mir spazieren zu geh'n;
Ich hab' mich noch mit jedem Menschen gestritten:
Doch mit Dir soll mir das nicht mehr gescheh'n.

Ich will vergessen, daß ich schon oft um andere weinte,
Und meinen Wunsch auf einen Spaziergang mit Dir konzentrieren;
Auch will ich vergessen, daß ich fast meinte,
Ein Dichter zu sein, und mich aus Physik präparieren.

Nicht wahr, es genügt doch, wenn ich bloß eine Stunde ersehne,
Um Deine schlanken Schritte zu begleiten;
Denn, wenn ich diesen Wunsch zerdehne,
Läßt er, geschwächt, Dein Bildnis entgleiten.

Wenn ich Dir dann so einiges gesagt haben werde,
Was für ein Mensch ich eigentlich bin —
Dann siehst Du wohl stumm auf die Erde,
Und nicht mehr über mich hin . . .

H. G. (Prag).

Ob es nicht endlich an der Zeit wäre, dieser Generation den Hintern auszuhauen? Da hat einmal ein Gefühlsreporter namens Brod im [redacted] die Möglichkeit entdeckt, alles, was einem nicht einfällt, aber durch den Kopf geht, mit einem Reim zu versehen: die eigenen Seelenzustände oder fremden Hundedreck. Seither ist das die Lyrik, wiewohl der vorbildliche Herr inzwischen bei einer Trödlerin auf der Kleinseite einen alten Schlafrock gefunden hat, von dem sie ihm einredete, Goethe selbst habe ihr ihn angehängt. Wiewohl er also schon dichtet still, geruhig und eratmend, dichten sie immer noch ~~viel~~

Gestern, wie uns will der Professor die Schularbeiten zurückgeben,
Hab' ich geglaubt ich hab' einen Sechser gekriegt,
Statt dessen war es nur ein Fünfer, so soll ich gesund sein und leben,
Wie ich abreagiert hab' die Furcht, ~~wiewohl~~ ich mir bei einigem Nachdenken hätte sagen können, daß auch nichts dran liegt.

Aber wie ich nach Haus' gekommen bin, Gott, war das ein Jubel,
meiner Mama standen im Aug' die Thränen,
Und sie hat mich gewaschen von oben bis unten, ich sang vor Seligkeit.

Zuerst wollte sie gar nicht mit der Sprache heraus, sie rang mit sich,
erst später that sie im Innersten jauchzend erwähnen,
Daß zur Belohnung, weil ich so gut bestanden hatte, wir haben meine Lieblingsmehlspeis', nämlich Buchteln heut'.

Dies gilt aber nur für Prag. In Berlin, München und Wien wird von jenen ~~Burschen~~, die ihre dreimal gespaltenen Gefühle noch nicht in Schmucknotizen für Mittagszeitungen sich setzen lassen dürfen — alles kommt mit der Zeit —, eine Form lyrischer Aussagen bevorzugt, die die Fülle der Erscheinungen an einer Schnur aufzieht. Etwa so:

Ein Straßenmädchen biegt jetzt um die Ecke,
Ein Schutzmann will grad einen arretiern,
Ein Droschkengaul streckt sich nach der Decke,
Ein Hund will einer Dienstmagd nicht parieren.

Ein Dichter dichtet eine neue Ode,
Der Mond ist noch nicht völlig aufgegangen,
Ein Havelock sehnt sich nach der Kommode,
Ein Bummler opfert irdischem Verlangen.

Das lyrische Prinzip lautet: Alles, was sich tut, reimt sich.

* * *

Es ist eigentlich schade, daß sich Glossys und Chlumeckys »Österreichische Rundschau« meinem Blick entzieht; auf einem Lloyddampfer werde ich ihr nicht nachlaufen/ Auf ein Haar wäre mir entgangen, was Gregori über Glücksmann sagt und was den Leuten/die nach Korfu reisen, Eindruck gemacht haben muß:

Heinrich Glücksmann, dessen leidenschaftliches, ersprießliches Wirken im Zwielicht der Halböffentlichkeit nur von den Eingeweihten beobachtet und gewürdigt werden kann, gibt uns endlich einmal Gelegenheit im vollen Lichte der Öffentlichkeit seiner liebenswürdigen Persönlichkeit zu gedenken. Dreiunddreißig Jahre, ein wohl abgemessenes Menschenalter, hat er die Herzensliebling seiner stillen Stunden daheim verborgen: im Vorjahre seines 50. Geburtstages entschließt er sich, sie in die Welt zu entlassen. Das deutet darauf, daß er sein Leben nicht allein auf die Lyrik gegründet hat, die nun in dem Bande »Fährten und Narben« (München, Georg Müller) vor uns liegt. Die Dichtung begleitet sein Leben, er erholt sich in ihr von der Unruhe des Alltags. Da wird er sich klar über landschaftliche Eindrücke, über Entzückungen an Frauen, über Torheiten des literarischen und politischen Getriebes, endlich über die Großen und ganz Großen seiner Zeit, mit denen ihn ein Zufall oder innigere Verknüpfungen Stunden und Jahre verbringen ließen. Seine Liebe zu den schönen Dingen dieser Welt, seine Verehrung für die Gestalter und Pioniere in Kunst und Kultur schweift gern ins Schwärmerische ab. Glücksmann sieht wohl auch — das merkt man an seinen »Randglossen« — die Schatten der Erdengötter, aber sein sonniges Naturell verweilt lieber im ungetrübten Lichte. Ans Gute und Segensreiche klammert sich sein verklärendes Wort am liebsten und nirgends fühlt er sich in reinerem Element, als wo er einen Edelmenschen, wie den Mediziner und Philanthropen Nothnagel rühmen kann. Hinter diesem Buche mag ein heftiger Kampf gegrollt haben: wir sehen nur den Sieg und der Sieger verzichtet auf Triumphbögen und Posaunenschall. Dennoch blitzt mancher Abglanz gewaltiger Ereignisse und Persönlichkeiten auf; ich weise etwa auf die »Begegnungen« und auf das großzügige Bild vom sterbenden Lenze hin: »Sommergewitter«.

Unter solchen Umständen kann man begierig auf die Kritik sein, die Glücksmann über Gregoris Gedichte erscheinen lassen wird, wenn auch dieser sich einmal entschließen sollte, aus dem Zwielicht der Halböffentlichkeit in das volle Licht der Öffentlichkeit hervorzutreten. Denn, um es dieser glatt herauszusagen, auch Gregori ist Lyriker. Auch er erholt sich in der Dichtung von der Unruhe des Alltags und wird sich vielleicht an ihr klar über die Torheiten des literarischen ~~Schülers~~ Gregori dichtet selbst. Niemand hätte es geahnt. Jeder hätte ihn für einen unbefangenen Preisrichter gehalten. Aber der Zeitgeist hats errathen und wiewohl mans nicht weiter sagen soll, thue ichs doch:

Stummes Dichten

Von Ferdinand Gregori. (Nachdruck verboten.)

Wohl auch in mir war eine Lerche wach,
Die Tag um Tag ihr Lebensliedlein sang,
Ein Triller nur, ein Sonnenreim, der jach,
Wie auf er stieg, für alle Zeit verklang.

Nicht achtete sie Takt und Ton der Zeit,
Umsonst hielt ich der Worte Spiegel hin:
Sie trotzte seiner nackten Ärmlichkeit,
Wehrte dem Wunsch mit holdem Widersinn.

Nun falte ich die Hände mir im Schoß,
Die Augen schließ ich wie zur Abendruh,
Gebunden harr' ich — und da schwillt es groß,
Ein Lerchenheer! — Mein Herz klopft auf: hör' zu!

Was muß der gelitten haben! Wohl auch in ihm war eine Lerche wach. Sie dürfte es bei diesem einen jachen Versuch bewenden lassen. Mein Herz klopft zu: hör' auf!

Die Staackmänner

Eine Sorte von Literatur gibt es, vor der es die Sau des Teufels grausen müßte, auf deutschen Eisenbahnen zu reisen. Unter dem Abgesang: »Belegte Brötchen — Bier jefällig!« oder »Zeitungen, Reiselektüre, lustige fliegende Blätter!« wird noch schnell Geist einwaggoniert, Geist vierter Klasse, der ~~über~~ in Deutschland erster und zweiter fährt. Dieser Geist wird vom Verlag Staackmann, Leipzig, ediert und man kann nicht anders, man muß zugeben, daß sich unter seinen Fahnen eine Schar gesunder Burschen versammelt hat. Es ist jene von mir schon öfter berufene Literatur, die einen einzigen blondbärtigen Herrn zum Verfasser haben könnte, den ich Hans Heinz Hinz Kunz Kienzl ~~Grienz~~ nannte und den ich mir als ein Individuum vorstelle, das der Stammesbruderschaft durch einen Smoking mit Lederhosen nebst an einer Schnur befestigtem Kneifer auf geheimnisvolle Weise Rechnung trägt, mit einem Wort als einen Dichter, der sich noch die Ideale bewahrt hat und den Humor und sonstigen Mottenfraß. Eine ~~peinl~~liche anatomische Untersuchung würde ergeben, daß die meisten in diese Kategorie fallenden Patienten infolge Schwindens der Schilddrüse Romanschriftsteller anstatt Tramwaykondukteure geworden sind. Bei den intelligenteren versteht man wiederum nicht, warum sie das Schreiben nicht aufgeben, und kann als Grund hiefür höchstens die Erfahrung gelten lassen, daß es Geld einbringt. In Deutschland gibt es nämlich ~~erfahrungsgemäß~~ unter den unzähligen Leuten, die gelegentlich oder ständig Reisende sind, viele »Bücherfreunde«. Dem Bedürfnis dieser Bücherfreunde hat der Verlag Staackmann — ein Name, ~~der~~ dem aa durch ~~ick~~ ck hinderlich im Wege steht und dennoch populär geworden ist — hat er also durch ein »Taschenbuch für Bücherfreunde 1913« Rechnung getragen, in welchem er ~~dem Publikum seine~~ Lieblinge in Wort und Bild vorführt. Aber das Wort verschmähe ich und lasse nur das Bild auf mich wirken. Der Romanliteratur gegenüber beziehe ich den sichern Part des Analphabeten, weil ich nicht nur die Fähigkeit habe, Romane nicht schreiben zu können, sondern auch die Gelegenheit benütze, sie nicht zu lesen. Ich weiß, daß ich seit zwanzig Jahren sehr viel versäumt habe, und wenn ich einmal sterbe, so wird eine unendliche Literatur zurückbleiben, ~~aber~~ ich werde ~~nicht ohne den~~ Trost ~~sterben~~, daß ihr Geist länger lebt als mein Fleisch, und nicht gezwungen sein, erst als Toter ihrer Beerdigung beizuwohnen. Dagegen glaube ich, daß von den zeitgenössischen Dichtern, vor allem von den im Verlag Staackmann erscheinenden, ihre Photographien auf die Nachwelt kommen werden. Ich will das meinige dazu tun, denn sie verdienen es. Die Späteren sollen wissen, wie die Heutigen ausgesehen haben. Alle kann ich freilich nicht überliefern, denn die Klischees sind teurer als die Zitate, aber vielleicht gelingt es, durch eine Physiognomie auch die anderen zu beglaubigen. ~~Diese anderen~~ sind in einer kreuzfidelen Stimmung festgehalten, wie sie ~~sind~~ ständige Atmosphäre ~~und~~ die Autoren des Verlags Staackmann, fürwahr ein fröhliches Völkchen, umgibt. Da sehen wir denn einen, der in burschikoser Haltung dasitzt, mitten im Grünen, und darunter ist zu lesen: »Kurt Hans Strobl. Beinahe ‚mit Weinlaub im Haar'«. Aber er stirbt nicht in Schönheit, sondern lebt in Brünn. Wie »Franz Karl Ginzkey und Frau bei einem Spaziergang im Murtal« aussehen, ist direkt lohnend. »Rudolf Hans Bartsch in seinem Wiener Arbeitszimmer« drückt durch Bartlosigkeit aus, daß er jetzt wirklich ein anderer ist. Trotzdem kennt man sich bei ihm nie aus und das, was man schließlich einmal von ihm wissen wird, wird sein: daß er die Juden zum

Fressen gern hatte. Ich habe oft, aber vergebens darüber nachgedacht, warum die meisten Dichter zwei Vornamen haben. Es ist unpraktisch. Sie sollten sie wenigstens nicht zu gleicher Zeit tragen, sondern bei Abnützung wechseln. So wie man ja auch nicht zwei Jacken und zwei Gesinnungen trägt. Ich vermisse in dieser Kollektion den Hans Heinz Ewers, der mir so oft schon das Grauen beigebracht hat. Aber ich besinne mich, daß er bei allem Fortschritt doch nicht lebfrisch genug ist für Staackmann, sondern seine Beziehungen zum Schattenreich dem Verlag Müller zur Verfügung gestellt hat. Er sieht aus, als ob er uns Henckel Trocken anhängen wollte, aber sein Inneres ist verschlossen und er hält es mit Poe, E. T. A. Hoffmann und Almquist. Pah, Grillen! Da sind die Staackmänner anders. »Emil Ertl nach Vollendung seines neuen Romans mit seiner Tochter Hilde, die die Maschinenschrift hergestellt hat, einen Freudentanz tanzend.« Muß das ein Glücksgefühl sein! Einen neuen Roman fertig haben bedeutet für solche Leute annähernd so viel wie für mich, ihn nicht gelesen zu haben. Hätte ich eine Tochter, ich würde mit ihr jedesmal einen Freudentanz tanzen. Aber ahnt man denn, was ich für Orgien in meinem Zimmer feiere? Oh da gehts hoch her, wenn neuer Ertl erschienen ist! Ja was ist denn das? »Rudolf Heubner in Gedanken an neue Probleme.« Ich kenne noch seine alten nicht, und schon hat er neue, der Tausendsassa? Er steht an einen Baum gelehnt und schaut sinnend in die Landstraße. Gleich werden sie da sein, die Probleme. Ein Einsamer. Aber auch das Familienleben hat seine Vorzüge. »Rudolf Greinz und Frau und Tochter in seiner Sommerfrische Zell am Ziller.« Vor diesem Idyll erkenne ich so recht die Wahrheit des Wortes, daß es im Sommer am schönsten in Wien ist. Besonders wenn es regnet, was im Sommer häufig vorkommt, man denke nur an den letzten verpatzten Sommer, wo die Leute auf dem Land direkt unglücklich waren und massenhaft Beschwerden an die Neue Freie Presse richteten. Daß es da vorsichtig ist, einen Regenschirm mitzuhaben, zeigt gleich das nächste Bild. Ein Dichter, der einen hat: »Hans Hart an einem verregneten Sommertag 1913«. Jetzt weiß man, wie das aussieht, und ist gewarnt. Er steht da wie einer, dem nix g'schehn kann. Aber wenn auch die Großstadt unstreitig ihre Vorzüge hat, gemütliche Kaffeehäuser und dergleichen, so ist doch die Geselligkeit nicht jedermanns Sache. Darum zeigt schon das nächste Bild »Anton Wildgans auf der Flucht in die Einsamkeit«. Eben hat ihn der Photograph aufgehalten, um den in gelassenen Menschenscheu zu zeigen, wie Wildgans aussieht, wenn er Ruh haben will. Das nächste Bild zeigt die Vorzüge des Landlebens im hellsten Licht. »Friedrich von Gagern bei der Dressur seines Lieblingshundes.« Das muß noch schwerer sein als Dichten. Der Hund will nicht, der Leser immer. Manche gibt es, die das Wasser dem Gebirge vorziehen. So hält »Horst Schüttler Siesta am Gardasee«. Wer Horst Schüttler ist, wissen wir nicht, aber die Siesta scheint ihm wohl zu tun, er streckt sich und sonnt sich, und da das Taschenbuch für Bücherfreunde erwähnt, er sei der

Mann, der über »Weib, Wahn, Wahrheit« nachgedacht habe, so besteht Hoffnung, daß mit dem ausruhenden Körper — Gottes willen, wer hat Erholung nicht nötig — auch der Geist neue Kraft gewinnen wird. Was tun die Dichter sonst, wenn sie Zeit haben und ihre Bücher an Staackmann abgeliefert sind? »Nde Nora läßt sich von Rudolf Hesse porträtieren.« Volenti non fit injuria. Man sieht Nora, Noras Porträt und den Hesse, der es macht. Der andere Hesse, der schreibt, ist nicht auf der Photographie, schade, das wäre in einem gegangen. Er erscheint aber auch nicht bei Staackmann, sondern bei Bingen. Das Bild der Gesundheit, das er gegeben hätte, ersetzt annähernd »Alfred Huggenberger bei der Ernte«. Ja, wenn alle Dichter sich so nützlich machen wollten wie die Schweizer! Ernst Zahn ist zum Beispiel Bahnhofrestaurateur; er hat's gut, er kann sich unaufhörlich selbst von dem Verkauf seiner Werke überzeugen. Er erscheint aber auch nicht bei Staackmann, dessen Dichter überhaupt keinen bürgerlichen Beruf, sondern das schönste Leben haben. Sie sind aber auch nicht echte Landleute, sondern tun nur so. Es sind keine Jahresparteien, aber samt und sonders Sommerfrischler. Wieder einer: »Georg von der Gabelentz in der Sommerfrische«. Drücken alle diese Bilder mehr oder minder die den Staackmännern eigentümliche Beziehung zur Natur aus — Georg von der Gabelentz zeigt, daß es auch geraten ist, einen Überzieher mitzunehmen —, so spricht ein nächstes für die Vielseitigkeit der Interessen, die solchen Männern naheliegen: »Paul Schreckenbach auf seinen geschichtlichen Forschungsreisen haben sich als notwendig herausgestellt, da Schreckenbach, wie das Geleitwort erwähnt, einen Roman »Die letzten Rodelsburger« geschrieben hat, dessen historischen Hintergrund die erbitterte Fehde zwischen dem letzten hochgemuten Herrn der Rodelsburg und der Stadt Naumburg und ihrem Bischof bildet, auf dem — dem Hintergrund nicht dem Bischof — sich die Liebe zwischen einem fahrenden Gesellen und der adelsstolzen Tochter des ritterlichen Geschlechtes Kurtafreunde auf der Rodelsburg aufbaut. Das wird für die Geschäftsreisenden sehr spannend sein, aber es war für die entsprechenden Vorbereitungen nötig, daß Schreckenbach mit zwei Begleitern, die jeder ein Bierkrügel in der Hand halten, auf den Stufen der Ruine der Rodelsburg Aufstellung nahmen und sich zur Erinnerung an die erbitterte Fehde aufnehmen ließen. So geht alles gut aus, und damit ja kein bitteres Gefühl zurückbleibe, zeigt das letzte Bild: »Ein frohes Kollegium. Von links nach rechts: Emil Ertl, F. K. Ginzkey, R. H. Bartsch, Prof. Gregori, Alfred Staackmann.« Dieses Bild bringt Überraschungen. Wie Ertl, Ginzkey und Bartsch aussehen, weiß man schon. Aber der Mann, dem wir das alles zu verdanken haben und auf dessen körperliche Beschaffenheit wir neugierig waren, stellt sich uns endlich auch vor und wie eine Draufgabe, auf die wir nicht gefaßt waren, wie eine Belohnung für brave Kinder, die seit Jahren Eisenbahnlektüre kaufen, wirkt das Konterfei des Prof. Gregori, an den man wohl in Mannheim und Wien denkt, aber keineswegs zwischen Mannheim und Wien. Wie geschenkt mutet uns dieses Bildchen an und wir sind in Verlegenheit, wie wir Staackmann denken sollen. Es war eine gute Idee, Gregori, der zwar selbst keinen Roman schreibt, aber als Preisrichter unter diesen Dichtern steht, in die Gruppe aufzunehmen. Er macht ein freundliches Gesicht, als wollte er sagen: »Wir wern's schon machen«; er lächelt, als ob er sich dächte: mundus vult Romane lesen, aber wir Preisrichter haben's

gut, wir haben »Des Feldherrn Traum« von Trebitsch nicht gelesen. Dieser fehlt auf dem Bilde, denn er gehört nicht Staackmann sondern S. Fischer. Dennoch ist es ein frohes Kollegium. Freuen wir uns, daß wir fünf solche Kerle haben. Alle sind pumperlgesund. Und am gesündesten unter ihnen allen einer, dessen Bild ich ~~wie ich soeben merke, übersehen habe~~. Und es ist jenes, das vor allen andern auf die Nachwelt kommen wird. Denn wie kein anderes zeigt es, wie die deutsche Literatur zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ausgesehen hat. Natürlich war sie auch diesmal in der So~~mmenhitze~~, aber sie zog das Wasser dem Gebirge vor. Alles Wasser, das es in der Welt gibt, ist auf dem Bilde, und der Humor pritschelt. Er trägt Jackett und hat die Hosen nebst Gatjen hinaufgestreift. Das Spazierstöckl dient nicht zur Stütze, sondern wird fesch über die Schulter gehalten. Dagegen ist der Kneifer mit einer Schnur befestigt. Die Beine dieses deutschen Dichters sind so, wie man sie sich vorgestellt hat. ~~Daß das~~ Gesicht mit einem Knebelbart versehen ~~ist~~ nimmt ihm nichts von seinem Ausdruck. Aber die unteren Extremitäten müssen nackt sein, weil man ohnehin immer geglaubt hat, die Dichter schreiben mit dem ~~Fuß~~ und weil die Vorstellung, daß man selbst in Sylt baden könnte, dadurch appetitlicher wird. Der Verein für Fremdenverkehr wird gut tun, dieses Bild zu verbreiten. Die Literaturgeschichte wird es ausschneiden. Aber die Kulturforschung wird darum nicht ~~weiter~~ gehen können. Gäbe es auch ein Taschenbuch für Bücherfreunde, ich hätte es verhüllt. Aus dem Taschenbuch weiß ich es und setze es hierher. Ich, der Sammler aller Bilder, die die Natur stellt, Ich ~~bin~~ ein abgesagter Feind jeder, auch der künstlerischssen Karrikatur. Der Photograph ist doch noch ein anderer Kerl als der Th. Th. Heine. Ich nehme das Strandleben von ~~Bild~~ und das von Sylt, wie es ist. Rechts und links in dem Text, in den die Photographie eingelegt ist, finde ich die Worte »Allerlei Menschliches« zitiert. Und ich lese den Satz: »Leidenschaftslos sollte der Mensch imstande sein, alle, auch seiner Person widerstrebenden Richtungen zu studieren und zu beurteilen, dann würde er hochgesinnt und gerecht sein können.« Ich bin gerecht. Und: ». . . er würde einsehen, daß jeder in seiner Art ein bißchen recht hat.« Ich sehe ~~es~~ ein:

Die Staackmänner

Eine Sorte von Literatur gibt es, vor der es die Sau des Teufels grausen müßte, wenn sie gewohnt wäre, auf deutschen Eisenbahnen zu reisen. Unter dem Abgesang: »Belegte Brötchen — Bier gefällig!« oder »Zeitungen, Reiselektüre, lustige fliegende Blätta!« wird noch schnell Geist einwaggoniert, Geist vierter Klasse, der aber in Deutschland erster und zweiter fährt. Dieser Geist wird vom Verlag Staackmann, Leipzig, ediert und man kann nicht anders, man muß zugeben, daß sich unter seinen Fahnen eine Schar gesunder Burschen versammelt hat. Es ist jene von mir schon öfter berufene Literatur, die einen einzigen blondbärtigen Herrn zum Verfasser haben könnte, den ich Hans Heinz Hinz Greinz Kunz Kienzl nannte oder so ähnlich und den ich mir als ein Individuum vorstelle, das der Stammesbrüderschaft durch einen Smoking mit Lederhosen nebst an einer Schnur befestigtem Kneifer auf geheimnisvolle Weise Rechnung trägt, mit einem Wort als einen Dichter, der sich noch die Ideale bewahrt hat und den Humor und sonstigen Mottenfraß. Eine gründliche anatomische Untersuchung würde ergeben, daß die meisten in diese Kategorie fallenden Patienten infolge Schwindens der Schilddrüse Romanschriftsteller anstatt Tramwaykondukteure geworden sind. Bei den intelligenteren versteht man wiederum nicht, warum sie das Schreiben nicht aufgeben, und kann als Grund hiefür höchstens die Erfahrung gelten lassen, daß es Geld einbringt. In Deutschland gibt es nämlich notorischer Weise unter den unzähligen Leuten, die gelegentlich oder ständig Reisende sind, viele »Bücherfreunde«. Dem Bedürfnis dieser Bücherfreunde hat der Verlag Staackmann — ein Name, in dem das aa durch dem ck hinderlich im Wege steht und der dennoch populär geworden ist — hat er also durch ein »Taschenbuch für Bücherfreunde 1913« Rechnung getragen, in welchem er ihnen ihre Lieblinge in Wort und Bild vorführt. Aber das Wort verschmähe ich und lasse nur das Bild auf mich wirken. Denn der Romanliteratur gegenüber beziehe ich den sichern Port des Analphabeten, weil ich nicht nur die Fähigkeit habe, Romane nicht schreiben zu können, sondern auch die Gelegenheit benütze, sie nicht zu lesen. Ich weiß, daß ich seit zwanzig Jahren sehr viel versäumt habe, und wenn ich einmal sterbe, so wird eine unendliche Literatur zurückbleiben, die nicht zurückbleiben wird, und ich werde mit dem Trost gestorben sein, daß ihr Geist nicht länger lebt als mein Fleisch, und nicht gezwungen sein, erst als Toter ihrer Beerdigung beizuwohnen. Dagegen glaube ich, daß von den zeitgenössischen Dichtern, vor allem von den im Verlag Staackmann erscheinenden, ihre Photographien auf die Nachwelt kommen werden. Ich will das meinige dazu tun; denn sie verdienen es. Die Späteren sollen wissen, wie die Heutigen ausgesehen haben. Alle kann ich freilich nicht überliefern, denn die Klischees sind teurer als die Zitate, aber vielleicht gelingt es, durch eine ausgesuchte Physiognomie auch die anderen zu beglaubigen. Alle sind in einer kreuzfidelen Stimmung festgehalten, wie sie als ständige Atmosphäre nur die Autoren des Verlags Staackmann, fürwahr ein fröhliches Völkchen, umgibt. Da sehen wir denn einen, der in burschikoser Haltung dasitzt, mitten im Grünen, und darunter ist zu lesen: »Karl Hans Strobl beinahe ‚mit Weinlaub im Haar'«. Aber er stirbt nicht in Schönheit, sondern lebt

in Brünn. Wie »Franz Karl Ginzkey und Frau bei einem Spaziergang im Murtal« aussehen, ist direkt lohnend. »Rudolf Hans Bartsch in seinem Wiener Arbeitszimmer« drückt durch Bartlosigkeit aus, daß er jetzt wirklich ein anderer geworden ist. Trotzdem kennt man sich bei ihm nie aus und das, was man schließlich einmal von ihm ~~definitiv~~ wissen wird, wird sein: daß er die Juden zum Fressen gern hatte. Ich habe oft, aber vergebens darüber nachgedacht, warum die meisten Dichter zwei Vornamen haben. Es ist unpraktisch. Sie sollten sie wenigstens nicht zu gleicher Zeit tragen, sondern bei Abnützung wechseln. So wie man ja auch nicht zwei Jacken ~~und~~ zwei Gesinnungen zugleich trägt, sondern eine nach der andern. Ich vermisse in dieser Kollektion den Hans Heinz Ewers, der mir so oft schon das Grauen beigebracht hat. Aber ich besinne mich, daß er bei aller Forschheit doch nicht lebfrisch genug ist für Staackmann und seine Beziehungen zum Schattenreich dem Verlag Müller zur Verfügung gestellt hat. ~~Er~~ sieht aus, als ob er uns Henckel Trocken ~~anhängen~~ wollte, aber sein Inneres ist verschlossen und erhält es mit Poe, E. T. A. Hoffmann und Almquist. Pah, Grillen! Da sind die Staackmänner anders. »Emil Ertl nach Vollendung seines neuen Romans mit seiner Tochter Hilde, die die Maschinenschrift hergestellt hat, einen Freudentanz tanzend.« Muß das ein Glücksgefühl sein! Einen neuen Roman fertig haben bedeutet für solche Leute annähernd so viel wie für mich, einen neuen Roman nicht gelesen zu haben. Hätte ich eine Tochter, ich würde mit ihr jedesmal einen Freudentanz tanzen. Aber ahnt man denn, was für Orgien in meinem Zimmer feiere? Oh da gehts hoch her, wenn neuer Ertl erschienen ist! Ja, was ist denn das? »Rudolf Heubner in Gedanken an neue Probleme.« Ich kenne seine alten noch nicht, und schon hat er neue der Tausendsassa? Er steht an einen Baum gelehnt und schaut sinnend in die Landstraße. Gleich werden sie da sein, die Probleme. Ein Einsamer. Aber auch das Familienleben hat seine Vorzüge. »Rudolf Greinz und Frau und Tochter in seiner Sommerfrische Zell am Ziller.« Vor diesem Idyll erkenne ich so recht die Wahrheit des Wortes, daß es im Sommer am schönsten in Wien ist. Besonders wenn es regnet, was im Sommer häufig vorkommt, man denke nur an den letzten verpatzten Sommer, wo die Leute auf dem Land direkt unglücklich waren und massenhaft Beschwerden an die Neue Freie Presse richteten. Daß es da vorsichtig ist, einen Regenschirm mitzuhaben, zeigt gleich das nächste Bild. Ein Dichter, der einen hat: »Hans Hart an einem verregneten Sommertag 1913«. Jetzt weiß man, wie das aussieht, und ist gewarnt. Er steht da wie einer, dem nix g'schehn kann. Aber wenn auch die Großstadt unstreitig ihre Vorzüge hat, gemütliche Kaffeehäuser und dergleichen, so ist doch die Geselligkeit nicht jedermanns Sache. Darum zeigt schon das nächste Bild den: »Anton Wildgans auf der Flucht in die Einsamkeit«. Eben hat ihn der Photograph aufgehalten, um dem im Stich gelassenen Menschenschwarm zu zeigen, wie Wildgans aussieht, wenn er eine Ruh haben will. Das nächste Bild zeigt die Vorzüge des Landlebens im hellsten Licht. »Friedrich von Gagern bei der Dressur seines Lieblingshundes.« Das muß noch schwerer sein als ~~Dichtern~~ Der Hund will nicht; der Leser immer. Manche ~~aber~~ gibt es, die das Wasser dem Gebirge vorziehen. So hält »Horst Schöttler Siesta am Gardasee«. Wer Horst Schöttler ist, ~~wissen wir~~ nicht, aber die Siesta scheint ihm wohl zu tun, er streckt sich und sonnt sich, und da das Taschenbuch für Bücherfreunde erwähnt, er sei der

2.

Mann, der über ›Weib, Wahn, Wahrheit‹ nachgedacht habe, so besteht Hoffnung, daß mit dem ausruhenden Körper — Gott wer hat Erholung nicht nötig — auch der Geist neue Kraft gewinnen wird. Was tun die Dichter sonst, wenn sie Zeit haben und ihre Bücher an Staackmann abgeliefert sind? ›A. de Nora läßt sich von Rudolf Hesse porträtieren.‹ Volenti non fit injuria. Man sieht Nora, Noras Porträt und den Hesse, der malt. Der andere Hesse, der schreibt, ist nicht auf der Photographie, schade, das wäre in einem gegangen. Er erscheint aber auch nicht bei Staackmann, sondern bei Langen. Das Bild der Gesundheit, das er gegeben hätte, ersetzt annähernd ›Alfred Huggenberger bei der Ernte‹. Ja, wenn alle Dichter sich so nützlich machen wollten wie die Schweizer! Ernst Zahn zum Beispiel ist Bahnhofrestaurateur; er hat's gut, er kann sich unaufhörlich selbst von dem Verkauf seiner Werke überzeugen. Er erscheint leider auch nicht bei Staackmann, dessen Dichter überhaupt keinen bürgerlichen Beruf, sondern das schönste Leben haben. Sie sind aber auch nicht echte Landleute, sondern tun nur so. Es sind keine Jahresparteien, aber samt und sonders Sommerfrischler. Wieder einer: ›Georg von der Gabelentz in der Sommerfrische‹. Drücken alle diese Bilder mehr oder minder die den Staackmännern eigentümliche Beziehung zur Natur aus — Georg von der Gabelentz zeigt, daß es auch geraten ist, einen Überzieher mitzunehmen —, so spricht ein nächstes für die Vielseitigkeit der Interessen, die solchen Männern naheliegen: ›Paul Schreckenbach auf einer seiner geschichtlichen Forschungsreisen (Rudelsburg) und diese geschichtlichen Forschungsreisen haben sich als notwendig herausgestellt, da Schreckenbach, wie das Geleitwort erwähnt, einen Roman ›Die letzten Rudelsburger‹ geschrieben hat, dessen historischen Hintergrund die erbitterte Fehde zwischen den letzten hochgemuten Herren der Rudelsburg und der Stadt Naumburg und ihrem Bischof bildet, auf dem — dem Hintergrund, nicht dem Bischof — sich die Liebe zwischen einem fahrenden Gesellen und der adelsstolzen Tochter des ritterlichen Geschlechtes der Kurtefrunde auf der Rudelsburg aufbaut. Das wird für die Geschäftsreisenden sehr spannend sein, aber es war für die entsprechenden Vorbereitungen nötig, daß Schreckenbach mit zwei Begleitern, die jeder ein Bierkrügel in der Hand halten, auf den Stufen der Ruine der Rudelsburg Aufstellung nahmen und sich zur Erinnerung an die erbitterte Fehde photographieren ließen. So geht alles gut aus, und damit ja kein bitteres Gefühl zurückbleibe, zeigt das letzte Bild: ›Ein frohes Kollegium. Von links nach rechts: Emil

Ertl, F. K. Ginzkey, R. H. Bartsch, Prof. Gregori, Alfred Staackmann.« Dieses Bild bringt Überraschungen. Wie Ertl, Ginzkey und Bartsch aussehen, weiß man schon. Aber der Mann, dem wir das alles zu verdanken haben und auf dessen körperliche Beschaffenheit wir schon längst neugierig waren, stellt sich uns endlich auch vor wie eine Draufgabe, auf die wir nicht gefaßt waren, wie eine Belohnung für brave Kinder, die seit Jahren Eisenbahnlektüre kaufen. Und nun gar das Konterfei des Prof. Gregori, an den man wohl in Mannheim und Wien denkt, aber keineswegs zwischen Mannheim und Wien. Wie geschenkt mutet uns dieses Bildchen an und wir sind in Verlegenheit, wie wir Staackmann danken sollen. Es war eine gute Idee, Gregori, der zwar selbst keinen Roman schreibt, aber als Preisrichter und mit den Dichtern zu tun hat, in die Gruppe aufzunehmen. Er macht ein freundliches Gesicht, als wollte er sagen: »Wir wern's schon machen«; er lächelt, als ob er sich dächte: »Mundus vult Romane lesen, aber wir Preisrichter haben's gut, wir haben ›Des Feldherrn Traum‹ von Trebitsch nicht gelesen. Dieser fehlt auf dem Bilde, denn er gehört nicht Staackmann, sondern S. Fischer. Dennoch ist es ein frohes Kollegium. Freuen wir uns, daß wir fünf solche Kerle haben. Alle sind pumperlgesund. Und am gesündesten unter ihnen allen einer, dessen Bild ich, als das beste von allen mir als Andenken aufgehoben habe. Es ist jenes, das vor allen andern auf die Nachwelt kommen wird. Denn wie kein anderes zeigt es, wie die deutsche Literatur zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ausgesehen hat. Natürlich war sie auch diesmal in der Sommerfrische, aber sie zog das Wasser dem Gebirge vor. Alles Wasser, das es in der Welt gibt, ist auf dem Bilde, und der Humor pritschelt. Er trägt Jackett und hat die Hosen nebst Gatjen hinaufgestreift. Das Spazierstöckl dient nicht zur Stütze, sondern wird fesch über der Schulter gehalten. Dagegen ist der Kneifer mit einer Schnur befestigt. Die Beine dieses deutschen Dichters sind so, wie man sie sich vorgestellt hat. Das Gesicht ist mit einem Knebelbart versehen, der ihm gleichfalls nichts von seinem Ausdruck nimmt. Aber die unteren Extremitäten müssen nackt sein, weil man ohnehin immer geglaubt hat, dieser Dichter schreibe mit der Haxe und weil die Vorstellung, daß man selbst in Sylt baden könnte, dadurch appetitlicher wird. Der Verein für Fremdenverkehr wird gut tun, dieses Bild zu verbreiten. Die Literaturgeschichte wird es ausschneiden. Aber die Kulturforschung wird daran nicht vorüber gehen können. Gäbe es auch ein Taschentuch für Bücherfreunde, ich hätte es verhüllt. Aus dem Taschenbuch reiß' ich es und setze es hierher. Ich, der Sammler aller freundlichen Bilder, die die Natur stellt. Ich bin abgesagter Feind jeder, auch der künstlerischsten Karrikatur. Denn der Photograph ist doch noch ein anderer Kerl als der Th. Th. Heine. Ich nehme das Strandleben vom Jo und das von Sylt, wie es ist. Rechts und links in dem Text, in den die Photographie eingelegt ist, finde ich die Worte »Allerlei Menschliches« zitiert. Und ich lese den Satz: »Leidenschaftslos sollte der Mensch imstande sein, alle, auch seiner Person widerstrebenden Richtungen zu studieren und zu beurteilen, dann würde er hochgesinnt und gerecht sein können.« Ich bin gerecht. Und: »Er würde einsehen, daß jeder in seiner Art ein bißchen recht hat.« Ich sehe es ein.

110 Zeilen

Die Staackmänner

Eine Sorte von Literatur gibt es, vor der es die Sau des Teufels grausen müßte, wenn sie gewohnt wäre, auf deutschen Eisenbahnen zu reisen. Unter dem Abgesang: »Belegte Brötchen — Bierjefällig!« oder »Zeitungen, Reiselektüre, lustige fliegende Blätta!« wird noch schnell Geist einwaggoniert, Geist vierter Klasse, der aber in Deutschland erster und zweiter fährt. Dieser Geist wird vom Verlag Staackmann, Leipzig, ediert und man kann nicht anders, man muß zugeben, daß sich unter seinen Fahnen eine Schar gesunder Burschen versammelt hat. Es ist jene von mir schon manchmal berufene Literatur, die einen einzigen blondbärtigen Herrn zum Verfasser haben könnte, den ich Hans Heinz Hinz Greinz Kunz Kienzl nannte oder so ähnlich und den ich mir als ein Individuum vorstelle, das der Stammesbrüderschaft durch einen Smoking mit Lederhosen nebst an einer Schnur befestigtem Kneifer auf geheimnisvolle Weise Rechnung trägt, mit einem Wort als einen Dichter, der sich noch die Ideale bewahrt hat und den Humor und sonstigen Mottenfraß. Eine gründliche anatomische Untersuchung würde ergeben, daß die meisten in diese Kategorie fallenden Patienten infolge Schwindens der Schilddrüse Romanschriftsteller anstatt Tramwaykondukteure geworden sind. Bei den intelligenteren versteht man wiederum nicht, warum sie das Schreiben, dessen dunkler Schändlichkeit sie sich doch bewußt werden, nicht aufgeben, und kann als Grund hiefür höchstens die Erfahrung gelten lassen, daß es Geld einbringt. In Deutschland gibt es nämlich notorischer Weise unter den unzähligen Leuten, die gelegentlich oder ständig Reisende sind, sogenannte »Bücherfreunde«. Dem Bedürfnis dieser Bücherfreunde hat der Verlag Staackmann — ein Name, in dem das aa dem ck hinderlich im Wege steht und der dennoch populär geworden ist — hat er also durch ein »Taschenbuch für Bücherfreunde 1913« Rechnung getragen, in welchem er ihnen ihre Lieblinge in Wort und Bild vorführt. Aber das Wort verschmähe ich und lasse nur das Bild auf mich wirken. Denn der Romanliteratur gegenüber beziehe ich den sichern Port des Analphabeten, weil ich nicht nur die Fähigkeit habe, Romane nicht schreiben zu können, sondern auch die Gelegenheit benütze, sie nicht zu lesen. Ich weiß, daß ich seit zwanzig Jahren sehr viel versäumt habe, und wenn ich einmal sterbe, so wird eine unendliche Literatur zurückbleiben, die nicht zurückbleiben wird, und ich werde mit dem Trost sterben, daß ihr Geist nicht länger lebte als mein Fleisch, und nicht gezwungen sein, erst als Toter ihrer Beerdigung beizuwohnen. Dagegen glaube ich, daß von den zeitgenössischen Dichtern, vor allem von den im Verlag Staackmann erscheinenden, ihre Photographien auf die Nachwelt kommen werden. Ich will das meinige dazu tun; denn sie verdienen es. Die Späteren sollen wissen, wie die Heutigen ausgesehen haben. Alle kann ich freilich nicht überliefern, denn die Klischees sind teurer

als die Zitate, deren vielgeschmähter Meister ich bin, aber vielleicht gelingt es, durch eine ausgesuchte Physiognomie auch die anderen zu beglaubigen ~~und im Übrigen~~ meinem Wort ~~zu~~ vertrauen, um ihr Bild nachzuzeichnen. Alle sind in einer kreuzfidelen Stimmung festgehalten, wie sie als ständige Atmosphäre nur die Autoren des Verlags Staackmann, fürwahr ein fröhliches Völkchen, zu umgeben scheint. Da sehen wir denn einen, der in burschikoser Haltung dasitzt, mitten im Grünen, und darunter ist zu lesen: »Karl Hans Strobl, beinahe ‚mit Weinlaub im Haar'«. Aber er stirbt nicht in Schönheit, sondern lebt in Brünn. Wie »Franz Karl Ginzkey und Frau bei einem Spaziergang im Murtal« aussehen, ist direkt lohnend. Es wird sich zeigen, daß alle Herren, die mit Staackmann in Verbindung sind, auch mit der Natur sehr gut stehen. Sie schreiben auf der Scholle und ackern auf dem Schreibtisch. Selten genug, daß man einem beim Schreiben trifft, und auch dann lies es. »Rudolf Hans Bartsch in seinem Wiener Arbeitszimmer« drückt durch Bartlosigkeit aus, daß er jetzt wirklich ein anderer geworden ist. Trotzdem kennt man sich bei ihm nie aus und das, was man schließlich einmal von ihm definitiv wissen wird, wird sein: daß er die Juden zum Fressen gern hatte. Ich habe oft, aber vergebens darüber nachgedacht, warum die meisten Dichter zwei Vornamen haben. Es ist unpraktisch. Sie sollten sie wenigstens nicht zu gleicher Zeit tragen, sondern bei Abnützung wechseln. So wie man ja auch nicht zwei Jacken oder zwei Gesinnungen zugleich trägt, sondern eine nach der andern. Ich vermisse in dieser Kollektion den Hans Heinz Ewers, der mir so oft schon das Grauen beigebracht hat. Aber ich besinne mich, daß er bei aller Forschheit doch nicht lebfrisch genug ist für Staackmann und seine Beziehungen zum Schattenreich dem Verlag Müller zur Verfügung gestellt hat. Zwar sieht es aus, als ob er uns zu Henkell Trocken überreden wollte, aber sein Inneres ist verschlossen und er hält es mit Poe, E. T. A. Hoffmann und Almquist. Pah, Grillen! Da sind die Staackmänner anders. »Emil Ertl nach Vollendung seines neuen Romans mit seiner Tochter Hilde, die die Maschinenschrift hergestellt hat, einen Freudentanz tanzend.« Muß das ein Glücksgefühl sein! Einen neuen Roman fertig zu haben bedeutet für solche Leute annähernd so viel wie für mich, einen neuen Roman nicht gelesen zu haben. Hätte ich eine Tochter, ich würde mit ihr jedesmal wenns mir gelungen ist einen Freudentanz tanzen. Aber ahnt man denn, was für Orgien ich in meinem Zimmer feiere? Oh da gehts hoch her, wenn ein neuer Ertl erschienen ist! . . . Ja, was ist denn das? »Rudolf Heubner in Gedanken an neue Probleme.« Ich kenne seine alten noch nicht, und schon hat er neue wieder, der Tausendsassa? Er steht an einen Baum gelehnt und schaut sinnend in die Landschaft. Gleich werden sie da sein, die Probleme. Ein Einsamer. Aber auch das Familienleben hat seine Vorzüge. »Rudolf Greinz mit Frau und Tochter in seiner Sommerfrische Zell am Ziller.« Vor diesem Idyll erkenne ich so recht die Wahrheit des Wortes, daß es im Sommer am schönsten in Wien ist. Besonders wenn es regnet, was im Sommer häufig vorkommt, man denke nur an den letzten verpatzten Sommer, wo die Leute auf dem Land direkt unglücklich waren und massenhaft Beschwerden an die Neue Freie Presse richteten. Daß es da vorsichtig ist, einen Regenschirm mitzuhaben, zeigt gleich das nächste Bild. Ein Dichter, der einen hat: »Hans Hart an einem verregneten Sommertag 1913«. Jetzt weiß man, wie das aussieht, und ist gewarnt. Er steht da wie einer, dem nix g'schehn kann. Aber wenn auch die Großstadt unstreitig ihre Vorzüge hat, gemütliche Kaffeehäuser und dergleichen, so ist doch die Gesinnung nicht jedermanns Sache. Darum zeigt schon das nächste Bild sein Idyll [illegible] in die

112 Zeilen

Einsamkeit«. Eben hat ihn der Photograph aufgehalten, um noch schnell dem im Stich gelassenen Menschenschwarm zu zeigen, wie Wildgans aussieht, wenn er eine Ruh haben will. Das nächste Bild zeigt die Vorzüge des Landlebens im hellsten Licht. »Friedrich von Gagern bei der Dressur seines Lieblingshundes.« Das muß noch schwerer sein als einen Roman schreiben. Der Hund will nicht; der Leser immer. Bald aber kommt wieder die Zeit, wo die Frage aktuell wird, wohin man im Sommer geht. Manche gibt es, die das Wasser dem Gebirge vorziehen. So hält »Horst Schöttler Siesta am Gardasee«. Wer Horst Schöttler ist, weiß ich nicht, aber die Siesta scheint ihm wohl zu tun, er streckt sich und sonnt sich, und da das Taschenbuch für Bücherfreunde erwähnt, er sei der Mann, der über »Weib, Wahn, Wahrheit« nachgedacht habe, so besteht Hoffnung, daß mit dem ausruhenden Körper — Gott wer hat nicht Erholung nötig — auch der Geist neue Kraft gewinnen wird. Was tun die Dichter sonst, wenn sie Zeit haben und ihre Bücher an Staackmann abgeliefert sind? »A. de Nora läßt sich von Rudolf Hesse porträtieren.« Volenti non fit injuria. Man sieht Nora, Noras Porträt und den Hesse, der malt. Der Hesse, der schreibt, ist nicht auf der Photographie, schade, das wäre in einem gegangen. Er erscheint aber auch nicht, wiewohl er das ganze Jahr in Badehosen herumgeht, bei Staackmann, sondern bei Langen. Das Bild der Gesundheit, das er gegeben hätte, ersetzt annähernd »Alfred Huggenberger bei der Ernte«. Ja, wenn alle Dichter sich so nützlich machen wollten wie die Schweizer. Ernst Zahn zum Beispiel ist Bahnhofrestaurateur; er hat's gut, er kann sich unaufhörlich selbst von der Beliebtheit seiner Werke überzeugen. Leider erscheint auch er nicht bei Staackmann, dessen Dichter überhaupt keinen bürgerlichen Beruf, sondern das schönste Leben haben. Sie sind aber auch nicht echte Landleute, sondern tun nur so. Es sind keine Jahresparteien, aber samt und sonders Sommerfrischler. Wieder einer: »Georg von der Gabelentz in der Sommerfrische«. Drücken alle diese Bilder mehr oder minder die den Staackmännern eigentümliche Beziehung zur Natur aus — Georg von der Gabelentz zeigt, daß es auch geraten ist, einen Überzieher mitzunehmen —, so spricht ein nächstes für die Vielseitigkeit der Pflichten, die ihnen obliegen: »Paul Schreckenbach auf einer seiner geschichtlichen Forschungsreisen (Rudelsburg)«. Diese geschichtlichen Forschungsreisen haben sich als notwendig herausgestellt, da Schreckenbach, wie das Geleitwort erwähnt, einen Roman »Die letzten Rudelsburger« geschrieben hat, dessen historischen Hintergrund die erbitterte Fehde zwischen den letzten hochgemuten Herren der Rudelsburg und der Stadt Naumburg und ihrem Bischof bildet, auf dem — dem Hintergrund, nicht dem Bischof — sich die Liebe zwischen einem fahrenden Gesellen und der adelsstolzen Tochter des ritterlichen Geschlechtes der Kurtefrunde auf der Rudelsburg aufbaut. Das wird für die Geschäftsreisenden sehr spannend sein, aber es war für die entsprechenden Vorbereitungen nötig, daß Schreckenbach mit zwei Begleitern, die jeder ein Bierkrügel in der Hand halten, auf den Stufen der Ruine der Rudelsburg Aufstellung nahmen und sich zur Erinnerung an die erbitterte Fehde photographieren ließen. So geht alles gut aus, und damit ja kein bitteres Gefühl zurückbleibe, zeigt das letzte Bild: »Ein frohes Kollegium. Von links nach rechts: Emil Ertl, F. K. Ginzkey, R. H. Bartsch, Prof. Gregori, Alfred Staackmann.« Dieses Bild bringt Überraschungen. Wie Ertl, Ginzkey und Bartsch aussehen, wußte man schon. Aber der Mann, dem wir

das alles zu verdanken haben und auf dessen körperliche Beschaffenheit wir schon längst neugierig waren, stellt sich uns endlich auch vor, wie eine Draufgabe, auf die wir nicht gefaßt waren, wie eine Belohnung für brave Kinder, die seit Jahren Eisenbahnlektüre kaufen. Und nun gar das Konterfei des Prof. Gregori, an den man wohl noch manchmal in Mannheim und Wien denkt, aber keineswegs zwischen Mannheim und Wien. Wie geschenkt mutet uns dieses Bildchen an und wir sind in Verlegenheit, wie wir Staackmann danken sollen. Es war eine gute Idee, Gregori, der zwar selbst keinen Roman schreibt, aber als Preisrichter viel mit den Dichtern zu tun hat, in die Gruppe aufzunehmen. Er macht ein freundliches Gesicht, als wollte er sagen: wir wern's schon machen; er lächelt, als ob er sich dächte: mundus vult Romane lesen, aber wir Preisrichter haben's gut, wir haben »Des Feldherrn Traum« von Trebitsch nicht gelesen. Dieser fehlt auf dem Bilde, denn er gehört nicht Staackmann, sondern S. Fischer. Dennoch ist es ein frohes Kollegium. Freuen wir uns, daß wir fünf solche Kerle haben. Alle sind pumperlgesund. Und am gesündesten unter ihnen allen einer, dessen Bild ich, als das beste mir zum Andenken aufgehoben habe. Es ist jenes, das vor allen andern auf die Nachwelt kommen wird. Denn wie kein anderes zeigt es, wie die deutsche Literatur zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ausgesehen hat. Natürlich war sie auch diesmal in der Sommerfrische, aber sie zog das Wasser dem Gebirge vor. Alles Wasser, das es in der Welt gibt, ist auf dem Bilde, und der Humor pritschelt. Er trägt Jackett und hat die Hosen nebst Gatjen hinaufgestreift. Das Spazierstöckl dient nicht zur Stütze, sondern wird fesch über der Schulter gehalten. Dagegen ist der Kneifer mit einer Schnur befestigt; denn in Sylt weht ein scharfer Wind. Die Beine dieses deutschen Dichters sind so, wie man sie sich vorgestellt hat. Das Gesicht ist mit einem Knebelbart versehen, der ihm gleichwohl nichts von seinem Ausdruck nimmt. Aber die unteren Extremitäten müssen nackt sein, weil man ohnehin immer geglaubt hat, dieser Dichter schreibe mit der Haxe, und weil die Vorstellung, daß man selbst einmal in Sylt baden könnte, dadurch appetitlicher wird. Der Verein für Fremdenverkehr wird gut tun, dieses Bild zu verbreiten. Die Literaturgeschichte wird es ausschneiden. Sogar die Kulturforschung wird daran nicht vorüber gehen können. Gäbe es auch ein Taschentuch für Bücherfreunde, ich hätte es verhüllt. Aus dem Taschenbuch reiß' ich es und setze es hierher. Ich, der Sammler aller freundlichen Bilder, die die Natur stellt. Ich bin abgesagter Feind jeder, auch der künstlerischesten Karrikatur. Denn der Photograph ist doch noch ein anderer Kerl als der Th. Th. Heine. Ausschneiden, was ist — das ist meine Devise. Ich nahm das Strandleben vom Lido, ich nehme das von Sylt. Rechts und links in dem Text, in den die Photographie eingelegt ist, finde ich die Worte »allerlei Menschliches« zitiert. Und ich lese den Satz: »Leidenschaftslos sollte der Mensch imstande sein, alle, auch seiner Person widerstrebenden Richtungen zu studieren und zu beurteilen, dann würde er hochgesinnt und gerecht sein können.« Ich bin gerecht. Und: »er würde einsehen, daß jeder in seiner Art ein bißchen recht hat.« Ich sehe es ein. Ich lasse jeden nach seiner Facon selig werden. Zum Beispiel so:

Otto Ernst
als Strandläufer von Sylt